

Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW  
Hochschule für Soziale Arbeit HSA  
Bachelor-Studium in Sozialer Arbeit  
Olten

## **Optimal geschlechtsneutral?**

### **Der Einbezug der Geschlechterforschung im Professionalisierungsdiskurs der Sozialen Arbeit**

Bachelor Thesis von  
Andrea Blaser  
14-476-675

Eingereicht bei  
Prof. Dr. Maritza Le Breton  
Olten, im Juni 2018

## **Abstract**

Die Soziale Arbeit ist weiblich geprägt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts besetzen sie bürgerliche Frauen unter Berufung auf ein Konzept der geistigen Mütterlichkeit als eigenes Arbeitsfeld. Ab den 1970er-Jahren verlagert sich die Ausbildung an Fachhochschulen. Die Soziale Arbeit strebt nach mehr Eigenständigkeit und Anerkennung, woraus sich ein Professionalisierungsdiskurs entwickelt. Die anhaltende weibliche Prägung durch die Frauenmehrheit in der Praxis und im weiter mitschwingenden Konzept der geistigen Mütterlichkeit wird dabei als Defizit betrachtet. Darum ist der Prozess der Professionalisierung auch ein Versuch der Entgeschlechtlichung.

Diese Bachelor Thesis fragt nach dem Einbezug der aktuellen Geschlechterforschung, den Gender/Queer Studies, auf den Professionalisierungsdiskurs. Sie kommt zum Schluss, dass diese bislang kaum Eingang fanden. Zudem konstatiert sie, dass der Professionalisierungsdiskurs in einer Sackgasse steckt und zeigt, wie der Einbezug des diskurstheoretischen Dekonstruktivismus, einer Theorieströmung innerhalb der Gender/Queer Studies mögliche Auswege bieten könnte.

# Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Einleitung</b>	<b>1</b>
<b>2</b>	<b>Geschlechterforschung</b>	<b>4</b>
2.1	Von der Frauen- zur Geschlechterforschung	4
2.2	Gender/Queer Studies – drei theoretische Strömungen	7
2.2.1	Die strukturorientierte Gesellschaftskritik	8
2.2.2	Der interaktionistische Konstruktivismus	11
2.2.3	Der diskurstheoretische Dekonstruktivismus	14
<b>3</b>	<b>Soziale Arbeit und Geschlecht</b>	<b>19</b>
3.1	Ein Frauenberuf wird akademisiert	19
3.1.1	Das Konzept der geistigen Mütterlichkeit	19
3.1.2	Die Situation in der Schweiz	21
<b>4</b>	<b>Der Professionalisierungsdiskurs der Sozialen Arbeit</b>	<b>24</b>
4.1	Klassischer Professionalisierungsdiskurs zwischen 1970 und 1985	25
4.1.1	Soziale Arbeit als Semi-Profession	27
4.1.2	Geschlechtertheoretische Perspektive	29
4.2	Neuer Professions- und Professionalisierungsdiskurs ab 1985	31
4.2.1	Soziale Arbeit als bescheidene Profession	33
4.2.2	Soziale Arbeit als stellvertretende Deutung	35
4.2.3	Geschlechtertheoretische Perspektive	37
<b>5</b>	<b>Schlussfolgerungen</b>	<b>39</b>
<b>6</b>	<b>Literaturverzeichnis</b>	<b>43</b>

# 1 Einleitung

Die Geschichte der Sozialen Arbeit ist seit ihrer Entstehung massgeblich mit den Aktivitäten der ersten und zweiten Frauenbewegung verbunden (vgl. Bereswill/Stecklina 2010: 7). Der hohe Anteil von Frauen, seit der professionellen Verankerung der Sozialen Arbeit in den 1920er-Jahren, ist auffallend und Geschlecht, sowie Geschlechterverhältnisse haben die Entwicklung der Sozialen Arbeit nachhaltig geprägt (vgl. Breidenbach 2000: 2). So wurde die Verberuflichung der Sozialen Arbeit durch die Initiative der Frauen eingeleitet (vgl. Hering 2006: 31).

Das Tätigkeitsfeld der Sozialen Arbeit wird nach wie vor oft mit Bildern von Helfen, Fürsorglichkeit und Mitmenschlichkeit in Verbindung gebracht. Das sind Eigenschaften, die gesellschaftlich vor allem „weiblich“ konnotiert sind (vgl. Engelfried/Voigt-Kehlenbeck 2010: 100). Ein Blick in die Praxis zeigt, dass Soziale Arbeit auch heute noch weitgehend Frauenarbeit unter Männerregie ist. Das heisst, die im Verhältnis wenigen Männer arbeiten oft in Leitungsfunktionen (vgl. ebd.: 100). Wird das Feld der Sozialen Arbeit aus dem Blickwinkel der Geschlechterforschung betrachtet, lässt sich feststellen, dass Soziale Arbeit eine Sonderstellung einnimmt, die sich bis in die Gegenwart erhalten hat (vgl. Hering 2006: 28).

Aufgrund dieser Umstände läge die Annahme nahe, dass den Geschlechtertheorien im Studium der Sozialen Arbeit ein hoher Stellenwert eingeräumt wird. Einerseits, um die persönliche Involviertheit der Professionellen der Sozialen Arbeit zu reflektieren, andererseits als Fachthema aus professioneller Distanz. Im aktuellen Kompetenzprofil der schweizerischen Fachhochschulen der Sozialen Arbeit nimmt die Geschlechterforschung aber eine marginale Rolle ein. Doch wie sieht es auf der Ebene des professionellen Diskurses aus?

Die sogenannten Gender Studies – oder die Geschlechterforschung – haben sich seit den 1970er-Jahren aus der Frauenforschung heraus entwickelt. Queer Studies entstanden, als Fortsetzung zu den Gay and Lesbian Studies, in den 1990er-Jahren (vgl. Degele 2008: 10). In beiden Perspektiven geht es darum, Macht, Ungleichheit und Herrschaft in Bezug auf Geschlecht und Sexualität zu analysieren und kritisieren (vgl. ebd.: 11). Der Untersuchungsgegenstand umfasst dabei sowohl die gesellschaftlichen Phänomene auf der Makro- und Mesoebene, wie auch die symbolische Ebene von Diskursen und Theorien (vgl. ebd.: 103).

Die Gender/Queer Studies richten ihren Blick somit auf beide Geschlechter und nicht mehr nur auf eines oder ihr Verhältnis zueinander. Durch diese Verschiebung der Perspektive auf Geschlecht und Geschlechterdifferenz wird das wissenschaftliche Spektrum, in dem die Gender/Queer Studies einen Beitrag leisten können, enorm erweitert (vgl. Maihofer 2006: 72).

Die historische Entwicklung der Sozialen Arbeit von der sozialen Hilfstätigkeit von Frauen bis zu ihrer heutigen Verfassung in Profession und Disziplin wird als schwieriger Prozess der Professionalisierung beschrieben (vgl. Efflinger/Gahleitner: 2010: 10). Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der historischen Entwicklung der Sozialen Arbeit im deutschsprachigen Raum umfasst eine Debatte darüber, ob die Soziale Arbeit den Anforderungen einer Profession gerecht wird oder nicht. Es fällt auf, dass es in dieser Debatte stark divergierende Positionen existieren und dass sie im deutschsprachigen Raum im Vergleich zur internationalen Situation etwas auf der Stelle tritt (vgl. Staub-Bernasconi 2009: 21). Die vorliegende Bachelor Thesis beschränkt sich daher auf den deutschsprachigen Raum.

Der wissenschaftliche Diskurs über die Professionalisierung vollzieht sich gemäss Motzke (2014: 12) in zwei voneinander abgegrenzten Etappen. Die erste steht im Zusammenhang mit der Akademisierung der Ausbildung und der Verortung an den Fachhochschulen zu Beginn der 1970er-Jahren. Die zweite Etappe umspannt die Zeit zwischen 1985 und 2010.

Der Professionalisierungsdiskurs ist geprägt von der Bezugnahme auf die deutschsprachige Professionssoziologie und orientiert sich zu Beginn stark an den Kriterien und Merkmalen von klassischen Professionen (vgl. Motzke 2014: 67). Im Vergleich mit dem Kriterienkatalog von klassischen Professionen können einerseits Gemeinsamkeiten und andererseits Abweichungen ausgemacht werden (vgl. ebd.: 180). Bezüglich der Unterschiede ist dabei unter anderem die Rede von fehlender wissenschaftlicher Eigenständigkeit und fehlender Autonomie.

Es fällt auf, dass das Streben nach Professionalisierung mit einer Entgeschlechtlichung auf der diskursiven Ebene verbunden ist. (vgl. Nadai et al. 2005: 43). Da die Soziale Arbeit von Anfang an eine Frauenberuf war und bis in die Gegenwart „weiblich“ geprägt ist, wäre zu erwarten, dass der Einbezug von Geschlechtertheorien und die Erkenntnisse aus der Geschlechterforschung im Zuge der Professionalisierungsdebatte eine wichtige Rolle spielen.

Vor dem Hintergrund der Geschichte der Sozialen Arbeit und ausgehend davon, dass die Geschlechterdifferenz ein integraler Bestandteil von Professionalisierungsprozessen ist (vgl. Nadai et. al 2005: 43), widmet sich diese Bachelor Thesis folgender Frage:

*Inwiefern findet die Geschlechterforschung Eingang im Professionalisierungsdiskurs der Sozialen Arbeit ab 1970 im deutschsprachigen Raum?*

### **Aufbau der Arbeit**

In einem ersten Kapitel werden die Geschlechterforschung und die Gender/Queer Studies eingeführt. Letztere werden anhand ihrer drei unterschiedlichen theoretischen Strömungen beschrieben. Im zweiten Kapitel folgt eine kurze Geschichte der Sozialen Arbeit in Deutschland und in der Schweiz, die in der Verortung an den Fachhochschulen mündet. Der anschließende Professionalisierungsdiskurs der Sozialen Arbeit, welcher sich in zwei zeitliche Etappen gliedert, wird in Kapitel 3 bearbeitet. Dieses Kapitel beinhaltet zusätzlich eine sozialhistorische Kontextualisierung und eine geschlechtertheoretische Betrachtung. Im Anschluss und als Abschluss der Bachelor Thesis wird die Fragestellung beantwortet, sowie Schlussfolgerungen ausformuliert und Limitationen aufgezeigt.

## 2 Geschlechterforschung

Die Geschlechterforschung und ihre Begrifflichkeit sind seit ihrer Entstehung in den 1990er-Jahren umstritten. Einige sehen darin einen modischen Trend, der nichts besagt oder sogar einen Rückschritt weg vom kritischen Feminismus in Richtung Entpolitisierung der Frauenforschung (vgl. Maihofer 2003: 135). Anders bewerten es Wissenschaftler\*innen wie Maihofer, welche die Einführung des neuen Begriffs der Geschlechterforschung als bedeutsamen Perspektivenwechsel und wichtigen theoretischen Schritt sehen (vgl. ebd.). Um diese Verschiebung nachzuvollziehen, wird im folgenden Abschnitt die Entwicklung von der Frauen- zur Geschlechterforschung nachgezeichnet. Dies, um anschliessend die aktuelle Geschlechterforschung – die Gender/Queer Studies und ihre drei theoretischen Strömungen genauer zu betrachten.

### 2.1 Von der Frauen- zur Geschlechterforschung

Die Entstehung der Frauenforschung ist eng an die Frauenbewegung gebunden und hat ihren Beginn Ende der 1960er-Jahre. Als Ausgangspunkt stehen die zahlreichen Diskriminierungs- und Unrechtserfahrungen, welche Frauen in der Wissenschaft und Gesellschaft erleben (vgl. Maihofer 2006: 65). Zu diesem Zeitpunkt ist das Wissenschaftsverständnis von Männern geprägt und die Hochschulstrukturen sind von Männern dominiert (vgl. Ehlert: 11). Für die Frauenforscherinnen steht das Sichtbarmachen der Perspektive der Frauen im Mittelpunkt. Dies umfasst die weibliche Erfahrung in der Familie, Sexualität, Mutterschaft und Frauenarbeit (vgl. ebd.). Es geht ihnen einerseits um praxisnahe Fragestellungen der Frauenbewegungen, andererseits um neue emanzipatorische, feministische Akzente in der Wissenschaft (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2000: 35).

Mit der Konzentration auf die Sichtweise der Frauen und auf Frauen als entscheidende Akteurinnen bildet sich ein neues Feld mit der Bezeichnung Frauenforschung (vgl. Paulitz 2017: 428). Dieses Gegenprogramm zur herrschenden Wissenschaft ist mit Herausforderungen verbunden. Regina Becker Schmidt und Helga Biden (1991: 26) fassen diese wie folgt zusammen:

Sie (*die Frauenforschung*) muss sich in dreifacher Weise von männlicher Dominanz befreien: Sie kämpft angesichts der Marginalisierung von Wissenschaftlerinnen im Forschungsbetrieb um ihre Verankerung im ‚male-stream‘; sie muss Probleme von Frauen als forschungsrelevante Belange überhaupt erst durchsetzen; und es gilt androzentrische Weltbilder ausser Kraft zu setzen

Im Zitat ist mit dem Begriff Marginalisierung die Randständigkeit von Frauen in der Wissenschaft gemeint. Mit dem „male-stream“ benennen die Autorinnen den männlich (male) dominierten Mainstream in der Wissenschaft. So ist beispielsweise die Situation von Mädchen und die Adoleszenz von jungen Frauen in der historischen, soziologischen oder psychologischen Forschung zu Kindheit und Jugend lange Zeit ausgeblendet worden (vgl. Ehlert 2012: 11). Das androzentrische Weltbild, in dem der Mann als Zentrum oder Norm gilt und die Wissenschaft dennoch Allgemeingültigkeit beansprucht, steht in der Kritik von Seiten der Frauenforschung (vgl. ebd. 12).

Eine Veränderung in den Frauenleben herbeizuführen, ist das erklärte Ziel der Frauenforschung. Dies mit Hilfe von wissenschaftskritischem Arbeiten, der Erforschung vom Denken und Handeln von Frauen und der Analyse der gesellschaftlichen Situation (vgl. Maihofer 2006: 65f). Die Welt aus Sicht der Frauen zu sehen, bedeutet einen grundlegenden Paradigmenwechsel und führt zur Bildung einer eigenständigen akademischen Wissenschaft. Geschlecht ist zum ersten Mal systematischer Gegenstand und Ausgangspunkt (vgl. ebd.).

### **Geschlechterverhältnisforschung**

Im Laufe der 1980er-Jahre setzt eine Verschiebung der theoretischen Perspektive ein. Die Historikerinnen sind sich einig, dass die Alltagsrekonstruktion von Frauen nur dann Sinn macht, wenn sie innerhalb der vorherrschenden Geschlechterverhältnisse gesehen wird und sie in eine Beziehung zum männlichen Alltag setzt (vgl. Maihofer 2006: 66f). Geschlecht wird immer weniger als etwas Naturegebenes gesehen, sondern als soziale oder historische Kategorie erkannt. Ganz wesentlich in diesem Zusammenhang ist der Ansatz, dass Geschlecht als Strukturkategorie mit Platzanweisungsfunktion zu betrachten ist (vgl. Paulitz 2017: 14). Dies bedeutet, dass mit der Zuweisung von Menschen zu einer Genusgruppe (der Frauen oder der Männer) auch eine gesellschaftliche Platzanweisung erfolgt. Die gesellschaftliche Platzanweisung impliziert einen bestimmten sozialen Status, der wiederum an Lebenschancen geknüpft ist, welche entsprechend eröffnet oder verschlossen bleiben (vgl. ebd.). Dieser Zugang bedeutet, dass gesellschaftliche Ungleichheit in erster Linie auf dafür ursächliche strukturelle Bedingungen zurückzuführen ist und nicht auf eine geschlechtliche Naturgrundlage (vgl. ebd.). Mit diesem Perspektivenwechsel bewegt sich die Frauenforschung weg von der Untersuchung spezifischer Frauengruppen in bestimmten gesellschaftlichen Bereichen hin zur Untersuchung der gesellschaftlichen Organisation der Geschlechterverhältnisse. Der Fokus bleibt gemäss Maihofer (2006: 67) jedoch bei den Frauen und wird weder auf beide Geschlechter gerich-

tet, noch wird das Geschlechterverhältnis als Wechselverhältnis, „also gleichwertig von beiden Seiten ausgehend, angesehen.“

### **Geschlechterforschung**

Im Laufe der 1990er-Jahre erweitert sich die Perspektive zur Geschlechterforschung und gemäss Becker-Schmidt (2000: 34) findet eine „Ausdifferenzierung der Frauenforschung“ statt. Maihofer (2009: 69f) sieht die Geschlechterforschung allerdings als Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechterverhältnissforschung. Sie betont, dass sich der theoretische Blick nun zunehmend auf beide Geschlechter und nicht mehr nur auf eines oder das Verhältnis zueinander richtet (vgl. ebd.). Das heisst, dass auf deren einen Seite deren beider Lebensweise, deren Fühlen, Denken und Handeln Gegenstand der Forschung wird, andererseits auch ihr individuelles und gesellschaftliches Verhältnis zueinander. In einem weiteren Schritt geht es nun auch um die Infragestellung von Geschlecht überhaupt. Einige der zentralen Fragestellungen lauten:

- Wie stellt sich Geschlecht gesellschaftlich-kulturell immer wieder her?
- Was bedeutet es, dass sich viele Gesellschaften über das System der Zweigeschlechtlichkeit organisieren?
- Welche Folgen hat dies für die gesellschaftliche Organisation, die Sprache, die Wissenschaft? (vgl. Maihofer 2006: 70).

Bezugnehmend auf Riegraf (2011: 172), verfolgt Geschlechterforschung die „gesellschaftsemanzipatorische Absicht“, Geschlechterungleichheiten in der Gesellschaft und Wissenschaft aufzudecken, zu analysieren und zu erklären. Sie hält fest, dass die Wissenschaftskritik ein zentraler Arbeitsschwerpunkt der Geschlechterforschung darstellt (vgl. ebd.).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass durch die Frauenforschung eine neue, eigenständige Forschungsperspektive entstanden ist, welche die einschneidende Bedeutung von Geschlecht für die Gesellschaft thematisiert hat. Mit der Geschlechterforschung wird diese Perspektive enorm erweitert und verstärkt. Gemäss Maihofer (2006: 73) wird dadurch nicht nur die Sicht auf die Dinge komplexer, sondern auch radikaler.

Im nächsten Kapitel wird fortsetzend die aktuelle Geschlechterforschung – die Gender/Queer Studies – genauer betrachtet und auf deren drei theoretischen Strömungen eingegangen.

## **2.2 Gender/Queer Studies – drei theoretische Strömungen**

Für die Darstellung der Gender/Queer Studies wird die Einführung von Nina Degele, Professorin für Soziologie und Gender Studies in Freiburg i. Br., genutzt. Degele bringt die Gender Studies und Queer Studies bewusst zusammen und nennt sie Gender/Queer Studies. Diese Schreibweise wird hier übernommen.

Degele (2008: 11) umschreibt das Verhältnis zwischen den Gender Studies und den Queer Studies als ungeklärt, da es kaum Literatur gibt, die diese beiden Perspektiven verbindet. Für sie geht es darum, die „Queer Studies geschlechtertheoretisch abzufedern und die Gender Studies auf queerende Weise zu betreiben“ (vgl. ebd.). Als Verb meint to queer, etwas oder jemanden aus dem Gleichgewicht oder aus einer selbstverständlichen Ordnung zu bringen. Queer soll verwirren. Nicht nur im disziplinären und theoretischen Rahmen, sondern auch im eigenen Denken (vgl. ebd.).

Innerhalb des Kontextes der Gender/Queer Studies skizziert Degele (2008: 14) drei Strömungen der Theoriebildung:

- Die strukturorientierte Gesellschaftskritik, in welcher Geschlecht als sozialstrukturelles Phänomen wahrgenommen wird
- Den interaktionistischen Konstruktivismus, in der Geschlecht als interaktiv hergestellt betrachtet wird
- Den diskurstheoretischen Dekonstruktivismus, der Geschlecht als Ordnungsprinzip auf der Bedeutungsebene sieht

Für Degele handelt es sich dabei um eine grobe Zuordnung, eine Orientierung, in welcher die Strömungen sich überschneiden können. Dadurch soll sichtbar werden, dass gender/queeres Denken sich weiterentwickelt und sich Positionen verändern können.

Alle drei Strömungen arbeiten mit unterschiedlichen Begriffen und Methoden und sind auf verschiedenen Ebenen angesiedelt, die nicht die gleichen Fragen stellen. Das feministische Anliegen, das den drei Perspektiven gemeinsam ist, umschreibt Degele (2008: 20f) mit folgenden drei Merkmalen: Erstens steht Geschlecht im Mittelpunkt der Theoriebildung, zweitens wird die Auffassung geteilt, dass die momentanen Geschlechterverhält-

nisse problematisch sind und einer Veränderung bedürfen und drittens, dass Geschlechterverhältnisse weder unveränderbar, noch naturgegeben sind.

Nachfolgend werden die drei Strömungen mit ihren Grundideen, Methoden und Begriffen erläutert. Im Rahmen dieser Arbeit ist es nicht möglich, die drei Strömungen mit all ihren umfangreichen Facetten darzustellen. Aufgrund dessen werden diese summarisch dargestellt.

### **2.2.1 Die strukturorientierte Gesellschaftskritik**

Die strukturorientierte Gesellschaftskritik entsteht in den 1970er und 1980-Jahren und geht aus der Frauenforschung hervor. Laut Degele rückt in dieser Strömung die gesellschaftliche Ungleichheit auf struktureller Ebene in den Vordergrund (vgl. Degele 2008: 17). Dabei werden die Situation und die Unterdrückung von Frauen auf einer Makroebene betrachtet. Dort wo früher der Begriff Patriarchat verwendet wurde, wird heute eher von hierarchischen Geschlechterverhältnissen gesprochen (vgl. ebd.). Beforscht wird dabei unter anderem das Verhältnis von Erwerbs- und Hausarbeit, sexistische Darstellungen in der Werbung oder Gesetzgebungen, die diskriminierend sind.

Wie die „Naturalisierung von Geschlecht“ und die damit einhergehenden hierarchischen Geschlechterverhältnisse entstanden sind, erläutert Degele in einem historischen Rückblick (vgl. 2008: 60f).

Im Mittelpunkt steht die Herausbildung der Anatomie zur neuen Grundlagenwissenschaft des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Bis zu diesem Zeitpunkt werden Körper und Geist als getrennt voneinander betrachtet. Nun wird versucht, die Anatomie mit der Philosophie zu verbinden und Geist und Psyche der Empirie zugänglich zu machen. Diese wissenschaftlichen Entwicklungen prägen das Verständnis von Geschlecht und Geschlechtskörper und haben Konsequenzen für die Frauen: Es bildet sich eine Anatomie heraus, die befundet, dass der Unterschied zwischen Männern und Frauen nicht mehr nur an den Geschlechtsorganen festzumachen ist, sondern am ganzen Körper (vgl. ebd.). Dabei wird der männliche Körper als Massstab verstanden und der weibliche als Abweichung begriffen. Es herrscht die Annahme, dass sich die Geschlechter grundsätzlich und in jedem einzelnen Element unterscheiden, also auch psychisch. Als Folge dieser anatomischen Differenz werden aus der Annahme, dass der Körper den Geist bestimmt, Geschlechterrollen- und identitäten direkt abgeleitet und die Geschlechterordnung legitimiert (vgl. ebd.).

Maihofer (1995: 20) bezeichnet in diesem Zusammenhang die Geschlechterdifferenz „als ‚Effekt‘ des modernen bürgerlichen Geschlechterdiskurses sowie als ‚Erfindung‘ medizinischer, biologischer, psychiatrischer, philosophischer und politischer Diskurse.“

Degele (2008: 63) erläutert, dass eine geschlechterhierarchische Grundordnung mit dem Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft strukturell gefestigt wurde. Zu diesem Zeitpunkt wird die Trennung von Erwerbs- und Familienarbeit festgeschrieben und ideologisch abgesichert. Während die produktive Erwerbsarbeit der Männer entlohnt und höher bewertet wird, erfährt die reproduktive, nicht entlohnte Versorgungsarbeit der Frauen keinen gesellschaftlichen Wert (vgl. ebd.). Arbeit und in diesem Zusammenhang auch das Zusammentreffen von Öffentlichkeit (Sichtbarkeit) und Privatheit (Unsichtbarkeit) sind von Anfang ein wichtiges Thema für die strukturorientierte Gesellschaftskritik.

Wie es zu dieser Ideologisierung und Abwertung der Haus- und Versorgungsarbeit einerseits und von Frauenberufen grundsätzlich kommt, damit befasst sich das Konzept der doppelten Vergesellschaftung von Regina Becker-Schmidt (vgl. Degele 2008: 64). Hintergrund und empirisches Referenzsystem für das Konzept der doppelten Vergesellschaftung liefert die Befragung von Fabrikarbeiterinnen Anfang der 1980er-Jahre. In biographischen Erzählungen schildern die Frauen ihre Erfahrungen mit dem Wechsel zwischen Akkordarbeit und privater Versorgungsarbeit (vgl. Becker-Schmidt 2008: 66). Alle Befragten blieben, trotz allen Anstrengungen, die das mit sich bringt, auch nach der Geburt ihrer Kinder berufstätig. Damit sind die Frauen entsprechend doppelt in die Produktionsbedingungen einer Gesellschaft eingebunden. Diese Doppelbelastung durch zwei Arbeitsfelder zeigt sich nicht nur in der quantitativen Beanspruchung. Sondern auch psychisch, da die Frauen von der einen Tätigkeit zur anderen umschalten müssen (vgl. ebd.: 67). Becker-Schmidt betont, dass die Kombination dieser beiden Bereiche keinen Gewinn zur Folge hat, sondern der Mangel in der einen Praxis durch die Gratifikation in der anderen kompensiert wird. Eine Vergesellschaftung, die über die Familie hinausgeht, ist allerdings ohne solche Einschränkungen für Frauen nicht möglich (vgl. ebd.).

Becker-Schmidt (2008: 68) erläutert den Begriff der doppelten Vergesellschaftung als vielschichtig. Er besagt einerseits, dass Frauen in zwei Arbeitsbereiche eingebunden sind, die in sich widersprüchlich und unterschiedlich sind. Die Vereinbarkeit dieser beiden divergenten Arbeitsformen ist kein „Frauenproblem“, sondern ein gesellschaftliches Dilemma (vgl. ebd.). Andererseits bedeutet die doppelte Vergesellschaftung auch, dass eine Eingliederung in die Gesellschaft immer auch eine soziale Verortung miteinschließt. Dies bedeutet einen Eingriff in die psychosoziale Entwicklung der Frauen (vgl. ebd.).

Becker-Schmidt zeigt auf, dass die gesellschaftliche Unterbewertung der Hausarbeit, die als Frauenarbeit gilt, auch die berufliche Praxis der weiblichen Genus-Gruppe tangiert. Obwohl diese traditionelle Sichtweise der Geschlechterrollen nicht mehr der sozialen Realität entspricht, wirkt sie sich noch immer auf die Verteilung von bezahlter und unbezahlter, gut dotierter und schlecht dotierter Arbeit aus (vgl. ebd.: 72).

Mit der Entdeckung des Mechanismus der doppelten Vergesellschaftung und der Erforschung der weiblichen Lebenszusammenhänge ist, laut Degele (2008: 65), die Voraussetzung geschaffen worden, Geschlecht als Strukturkategorie zu begreifen, also „als Ursache sozialer Ungleichheit, die sich nicht auf andere Ursachen reduzieren lässt.“ Somit fungiert Geschlecht als Platzanweisung, die Machtstrukturen erklärt und über Status und Lebenschancen entscheidet (vgl. ebd.).

### **Sex/gender-Unterscheidung**

Die Kritik an der Haltung, Geschlecht sei eine natürliche Tatsache, geht zurück auf Simone de Beauvoir und ihren meist zitierten Satz: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ (De Beauvoir 1951: 334). Dahinter verbirgt sich keine einheitliche Theorie, jedoch die geteilte Annahme, dass scheinbar Natürliches nicht natürlich sein muss, sondern sehr wohl von Menschen gemacht und sozial konstruiert sein kann (vgl. Degele 2008: 67).

Die Auseinandersetzung mit der sozialen Konstruktion und Konstitution von Geschlecht schlägt sich in der Debatte um sex/gender nieder. Sex meint dabei das biologische, anatomische Geschlecht, während gender das soziokulturelle Geschlecht bezeichnet. Damit wird die Relevanz bei der Entwicklung von Geschlechtscharakteren auch auf nicht-biologische, also psychosoziale und gesellschaftlich-kulturelle Faktoren gelegt (vgl. Schmitz 2011: 14). Mit dieser Differenzierung wird die unreflektierte Naturalisierung von Geschlechterunterschieden hinterfragt und deutlich gemacht, dass Geschlechterrollen, Geschlechtsidentitäten und Geschlechterverhalten nicht unmittelbar aus der Biologie – also dem sex – zu erklären sind (vgl. ebd.: 15). Degele bezeichnet die Unterscheidung von sex und gender als eine feministische Entdeckung, welche insbesondere in den 1970er-Jahren eine wichtige politische Funktion für die feministische Theoriebildung inne hatte (vgl. Degele 2008: 67). Für die Diskussion über die Geschlechterhierarchien hat dies einen entscheidenden Fortschritt bedeutet. Durch die gesellschaftliche Bedingtheit und die Betrachtung von Geschlecht als etwas sozial konstruiertes, wird Geschlecht kritisierbar und somit veränderbar (vgl. ebd.). Die Forderung, gender nicht auf sex zu reduzieren bedeutet, dass Eigenschaften wie beispielsweise Aktivität, Emotionalität, Sanftmut und Geiz allen Menschen unabhängig ihres Geschlechts zugeordnet werden können. Degele

kritisiert in diesem Zusammenhang, dass mit der Trennung von sex und gender am vermeintlich natürlichen biologischen Geschlecht als Grundlage festgehalten worden ist. Sie betont dabei, dass damit die Unterscheidung von Natur einerseits und Kultur/Gesellschaft andererseits unangetastet bleibt (vgl. Degele 2008: 68). Entsprechend wird der Blick auf den Umstand, dass auch diese Unterscheidung eine sozial Gemachte ist, ausgelassen.

### **2.2.2 Der interaktionistische Konstruktivismus**

Ähnlich wie die erste Strömung bewegt sich auch der interaktionistische Konstruktivismus auf einer empirisch beobachtbaren gesellschaftlichen Ebene. Im Vergleich zur strukturorientierten Gesellschaftskritik will diese Strömung mehr die konkreten Prozesse rekonstruieren, statt Ungleichheitsstrukturen analysieren. Das Interesse des interaktionistischen Konstruktivismus richtet sich folglich einerseits auf die Frage, wie Geschlechter gemacht werden. Andererseits fragt er, wie Zweigeschlechtlichkeit und vergeschlechtlichte Strukturen hergestellt werden (vgl. Degele 2008: 17).

Obwohl sex als biologisches Geschlecht und gender als soziales Geschlecht voneinander unterschieden werden, erläutert Degele, dass soziologisch genau zwei Geschlechter existieren, die sich heterosexuell aufeinander beziehen (vgl. ebd.: 89). Gildemeister (2010: 141) beschreibt dies so: „Die soziale Wirklichkeit ist zweigeschlechtlich strukturiert, die Differenz immer schon in die soziale Welt eingeschrieben und unsere Wahrnehmung darauf ausgerichtet, in jeder Situation Frauen und Männer zu unterscheiden.“ Natürlich sind demnach zwei Geschlechter, an die sich natürlicherweise auch Heterosexualität knüpft (vgl. Degele 2008: 78). Wie es zur Herstellung genau zweier Geschlechter kommt, ist Untersuchungsgegenstand des interaktionistischen Konstruktivismus.

#### **Geschlecht herstellen – doing gender**

Der Konstruktivismus übernimmt diese Naturgegebenheit der Zweigeschlechtlichkeit nicht mehr, sondern versucht, das Konzept von Männlichkeit und Weiblichkeit empirisch zu rekonstruieren (vgl. Degele 2008: 78). Um den Sozialkonstruktivismus oder einfach Konstruktivismus zu erläutern, nimmt Degele Bezug auf das Buch „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ von Peter L. Berger und Thomas Luckmann. Die Gesellschaft wird von Berger und Luckmann als sinnvermittelndes Interaktionssystem verstanden, welches es losgelöst von sozialem Handeln nicht geben kann (vgl. ebd.). Degele erläutert drei zu unterscheidende Punkte aus dem Buch: Als erstes sind Dinge immer so, wie sie von den Mitgliedern der Gesellschaft gedeutet werden. Als zweites schafft das menschl-

che Handeln die gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen. Drittens interessieren sich die Autoren dafür, diese Prozesse der Verfestigung nachzuzeichnen, damit festgestellt werden kann, wie es zur Herstellung dieser gesellschaftlichen Objektivität kommt (vgl. Degele 2008: 78f). Berger und Luckmann fassen dies in ihrem Werk wie folgt zusammen: „Gesellschaft ist ein menschliches Produkt. Gesellschaft ist eine objektive Wirklichkeit. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Produkt.“ (Berger/Luckmann 1977: 65)

Konstruktivistisch sozialwissenschaftliche Ansätze der Gender/Queer Studies untersuchen das zweigeschlechtliche Wissen und fragen nach Komponenten, Vorstellungen und Annahmen, die ins Alltagswissen einfließen (vgl. Degele 2008: 79). Konstruktivistische Ansätze möchten demnach untersuchen, wie es überhaupt zu dieser binären Klassifikation von zwei Geschlechtern kommt und wie sich diese Ausschliesslichkeit im Alltag aufrecht erhält. Geschlecht ist folglich kein individuelles Merkmal, sondern ein Prozess, in dem Weiblichkeit und Männlichkeit durch Interaktion konstruiert wird (vgl. ebd.).

Bezugnehmend auf diese Betrachtungsweise stellt sich die Frage, wie die konstruierten Phänomene von Weiblichkeit und Männlichkeit eine scheinbar unveränderbare Stabilität erlangen können. Eine mögliche Antwort sieht Maihofer in den Ergebnissen der Forschung zur Transsexualität (vgl. Maihofer 1995: 53f). Für Transsexuelle ist zunächst kein Verhalten selbstverständlich. Sie müssen gesellschaftlich konformes weibliches oder männliches Verhalten lernen und bewusste Interaktion praktizieren (vgl. ebd.: 54). Auch Heite (2013: 14) nimmt diesbezüglich Bezug auf die im Jahre 1967 durchgeführte Studie von Harold Garfinkel über die transsexuelle Agnes und unterstreicht die signifikante paradoxe Lage, in der sich Transsexuelle befinden. Sie spricht von „massiven negativen sozialen und existenziellen Konsequenzen“ die auftreten, wenn die Norm der Zweigeschlechtlichkeit verletzt wird (vgl. ebd.). Aufgrund solcher Befunde haben die Autoren West und Zimmermann den Begriff des doing gender in den 1980er-Jahren geprägt (vgl. Degele 2008: 80). Demnach ist die Zuschreibung von Geschlecht eine interaktive Leistung, die von den Gegenübern immer wieder aufs Neue vollbracht werden muss (vgl. ebd.: 81). Menschen haben also kein Geschlecht, sondern machen es. Doing gender bezeichnet diesen zirkulären Prozess. Der empirische Prozess des doing gender wird von der interaktionistischen Geschlechterforschung analysiert (vgl. ebd.).

Im Mechanismus des doing gender ist auch der Phallozentrismus eingewoben. Der Phallus steht als zentrale Metapher, und Phallozentrismus bedeutet die unterschiedliche Wertung des Weiblichen und Männlichen, die das Weibliche aufgrund des „fehlenden“ Penis abwertet (vgl. Degele 2008: 116). In diesem damit offengelegten Modus der Konstruktion

sieht Gildemeister (2010: 140) einen wichtigen Ausgangspunkt für Generalisierungen und Strukturbildungen. Denn für die männlichen Genitalien, die in alltäglichen Abläufen nicht sichtbar sind, müssen anderer Merkmale wie Stimme, Kleidung, Mimik als Indiz für die Existenz herhalten. Auf ihrer Grundlage wird *angenommen*, dass sie existieren (vgl. ebd.). Ist diese initiale Kategorisierung einmal vorgenommen, werden alle weiteren Handlungen oder Äusserungen dahin gewendet, diese einmal getroffene Zuordnung zu unterstützen. Gildemeister (2010: 140) ergänzt, dass sich Wahrnehmung und Attribution auf die „machtvollste Ressource stützen, die jedem ‚doing gender‘ zu Grunde liegt: die Zweipoligkeit der Geschlechterkategorisierung als Tiefenschicht des Alltagshandelns.“

Als grundlegend für die Herstellung von zwei Geschlechtern wird, wie nachfolgend dargelegt, auch die Berufsarbeit gesehen.

Konstruktivistische Ansätze haben hauptsächlich in den Feldern Arbeit und Beruf eine Vielzahl von Studien und Beispiele zur Herstellung von Geschlecht vorgelegt. Degele (2008: 81) sieht in der konstruktivistischen Auseinandersetzung eine Fortsetzung der Strömung der strukturorientierten Gesellschaftskritik, die Geschlecht als Strukturkategorie betrachtet. Aus dieser Perspektive heraus ist Geschlecht entscheidend für Chancen und Grenzen im Berufsleben, weil Geschlecht als sozialer Platzanweiser angesehen wird.

Mit der Weiterentwicklung der feministischen Ansätze werden neben Geschlecht auch andere Kategorien sozialer Ungleichheit berücksichtigt. Weil Geschlecht nicht mehr als einzige Kategorie sozialer Ungleichheit angesehen wird, soll herausgefunden werden, wie diese Ungleichheit entsteht. Als Konsequenz wird die Strukturkategorie Geschlecht in eine Prozesskategorie überführt (vgl. ebd.: 82). Damit stehen nicht mehr die Folgen der Geschlechterklassifikation im Mittelpunkt, sondern die Klassifikation selbst, die Geschlechterungleichheit herstellt. Das heisst, dass Geschlecht nicht nur Arbeit *macht*, sondern vor allem *macht* Arbeit Geschlecht (vgl. ebd.). Gildemeister (2010: 142) verdeutlicht dies mit der Aussage, dass „die Arbeitsteilung eine der wichtigsten und grundlegendsten Ressourcen in der Herstellung von zwei Geschlechtern ist und nicht umgekehrt.“ Die Konsequenz erläutert sie damit, dass doing gender den Männern in Frauenberufen erhebliche Vorteile verschafft und Aufstiegschancen sichert, während Frauen in Männerberufen auf zahlreiche Barrieren stossen (vgl. ebd.). Die Vergeschlechtlichung der Berufsarbeit und damit einhergehend die unterschiedliche Bewertung von Geschlecht hat eine Benachteiligung von Frauen zur Folge. So wird in der Strömung des interaktionistischen Konstruktivismus die Arbeitsteilung nicht als geschlechtsspezifisch, sondern als geschlechterdifferenzierend oder geschlechterkonstituierend betrachtet (vgl. ebd.).

Für Degele (2008: 99) bleibt jedoch unbeantwortet, ob Geschlechternormen wirklich ausschliesslich Effekt alltäglicher interaktiver Leistungen sind. Sie sieht die Grenzen des interaktionistischen Konstruktivismus darin, dass dieser die Ursachenforschung verweigert und die „warum“-Fragen ausklammert (vgl. Degele 2008: 99). Sie begründet dies damit, dass lediglich die wissenschaftlich korrekte Rekonstruktion von Konstruktion zählt und sieht darin die Gefahr von neuen Denkverboten und Selbstbeschränkungen (vgl. ebd.: 100).

### **2.2.3 Der diskurstheoretische Dekonstruktivismus**

Die Grundideen der ersten beiden erläuterten Strömungen sollen hier nochmals zusammengefasst werden, damit ein Bogen zum diskurstheoretischen Dekonstruktivismus hergestellt werden kann. Der strukturorientierten Gesellschaftskritik, die an die frühe Frauenforschung geknüpft ist, ging es darum, eine Entkoppelung von sex und gender herbeizuführen. Damit einhergehend wurden Stereotype und geschlechtlich differenziertes Verhalten nicht mehr auf ein biologisches Schicksal zurückgeführt. Vielmehr wurde mit dieser Betrachtungsweise das Tun von Männern und Frauen als ein Produkt gesellschaftlicher Machtverhältnisse gedeutet (vgl. Degele 2008: 100). Mit dem interaktionistischen Konstruktivismus gelangten die konkreten Mechanismen und Prozesse, wie Frauen und Männer tatsächlich gemacht werden in den Fokus der Betrachtung. Diese zweite erläuterte Strömung brachte Zweifel an einem vorgesellschaftlichen Status dieser Unterscheidung an (vgl. ebd.: 101). Der diskurstheoretische Dekonstruktivismus macht daraus eine grundlegende Kategorienkritik und geht davon aus, dass sex und gender Produkte von Machtverhältnissen sind (vgl. ebd.).

Anders als in den ersten zwei beschriebenen Strömungen geht es im diskurstheoretischen Dekonstruktivismus jedoch nicht darum, Geschlechterverhältnisse auf der Ebene der Gesellschaft zu beobachten und mit den Methoden der empirischen Sozialforschung zu analysieren. Der diskurstheoretische Dekonstruktivismus setzt stattdessen vorwiegend auf der Ebene der Theorien an. Diese Theorien beziehen sich oder sind Teil von Diskursen. Die Verknüpfung von einzelnen sprachlichen Ereignissen und kontextabhängiger Zuweisung von Bedeutung wird als Diskurs bezeichnet (vgl. Degele 2008: 18). Diskurse, so die Annahme, sind performativ. Das heisst, dass Diskurse Bedeutungen und damit gesellschaftliche Realität herstellen. Es werden offene und versteckte Aussagen von symbolischer Ordnung betrachtet. In diesem Verständnis entsteht Bedeutung aus einem

Wechselspiel von An- und Abwesenheit (vgl. ebd.: 19). Dies führt dazu, dass dekonstruktivistische Diskurstheorien auch immer danach fragen, was ausgeschlossen wird.

Degele führt aus, dass sich Dekonstruktivist\*innen bei der Analyse von Diskursen auf zwei Sachen konzentrieren: Einerseits wird die symbolische Ordnung auseinandergenommen, zum Beispiel die Idee einer universellen Wahrheit, einer natürlichen Sexualität oder die Kategorie Frau. Andererseits wird nach subtilen Interessen und Machtmechanismen, die hinter den genannten Kategorien und Begriffen sind, gefahndet und anschließend versucht, die damit verbundenen Ausschlüsse sichtbar zu machen (vgl. Degele 2008: 19). Aufgrund dessen bezeichnet Degele die Dekonstruktion eher als eine Haltung, denn als eine Methode oder eine Theorie: eine kritische Haltung gegenüber Begriffen und Kategorien (vgl. ebd.).

Die Geschlechterklassifikation ist ein Muster, das soziale Ordnung und Hierarchie herstellt. Um diese Geschlechterklassifikation zu beschreiben und zu analysieren, bietet sich die Dekonstruktion an, welche ein Verfahren aus dem poststrukturalistischen Theoriekontext ist, in welchem wiederum Diskurse wichtig sind (vgl. Degele 2008: 101). Der Poststrukturalismus hat seine Wurzeln in der Linguistik und beinhaltet unterschiedliche interdisziplinäre subjekt- und hermeneutikkritische Ansätze und kann daher nicht als einheitliche Methodenrichtung verstanden werden. Das Interesse des Poststrukturalismus, der in den 1960er-Jahren in Frankreich entstand, richtet sich auf den Prozesscharakter der Sprache. Degele bezeichnet zwei methodische Richtungen des Poststrukturalismus als zentral für die dritte Strömung der Gender/Queer Studies: Erstens die Dekonstruktion, mit ihrem wichtigsten Vertreter Jacques Derrida. Zweitens die Diskurstheorie, deren bedeutendster Vertreter Michel Foucault ist (vgl. Degele 2008: 102). Der Poststrukturalismus legt Wert auf Diskontinuität und Wandel und wendet sich damit gegen vorab festgelegte Bedeutungen. Degele (2008: 102) betont, dass damit ein „prinzipiell entnaturalisierendes Denken“ verbunden ist. Das heisst, dass das Werden von Dingen für diskursive Zusammenhänge verantwortlich ist.

Diskurse bilden gesellschaftliche Wirklichkeiten nicht einfach ab, sondern schaffen diese, indem sie die Wirkung der Aussage definieren. Basierend auf Foucault (2015: 170) sind Diskurse eine „Menge von Aussagen, die zur selben diskursiven Formation gehören.“ Foucault (2015: 74) erläutert, dass Diskurse nicht mehr als Gesamtheit von Zeichen zu behandeln sind, sondern als Praktiken, die „systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen.“ Diskurse bestehen somit aus einem System aus sprachlichen und nicht-sprachlichen Elementen, die mit materiellen Institutionen verbunden sind, von denen sie nicht losgelöst betrachtet werden können (vgl. Degele 2008: 102). Degele stellt in Dis-

kursen eine Verschränkung von Diskursivem und Physischem, Gesellschaftlichem und Technischem, Symbolischem und Materiellem fest. Dementsprechend sind Diskurse mehr als Symbole, weil sie sich materialisieren. Der Sinn eines Diskurses, gemäss Degele, liegt nicht in seiner Aussage, sondern in den Bedingungen, die Diskurse ermöglichen. Somit geht es immer um Kontexte als sinnstiftende Komponenten, die sich ausserhalb des sprachlichen Analysegegenstandes befinden (vgl. ebd.: 103).

Als neues Verständnis schlägt sich das in der Dekonstruktion als textkritische Praxis nieder. Dekonstruktion geht davon aus, dass Machtverhältnisse, die durch Normen und Zwänge geprägt sind, in Diskursen zum Ausdruck kommen. Wirklichkeiten werden geschaffen, indem Dinge benannt und Ausschlüsse produziert werden und so die menschliche Wahrnehmung und das Handeln prägen und steuern (vgl. Degele 2008: 103). Dem Konstruktivismus und der Dekonstruktion sind gemeinsam, dass beide das Alltagswissen hinterfragen und verstören. Die Dekonstruktion konzentriert sich dabei auf die symbolische Ebene von Diskursen und Theorien. Sie untersucht und dekonstruiert die soziale Ordnung nicht auf der Ebene gesellschaftlicher Struktur- und Interaktionszusammenhängen, sondern auf der Ebene der Sprache (vgl. ebd.). Villa (2010: 148) bezeichnet den Begriff der Dekonstruktion als Argumentationen, die nach „textimmanenten Differenzen und deren produktiver Kraft für die Schaffung von Sinn suchen.“ Dies bedeutet, dass sich der Sinn des Textes auch aus dem erschliesst, was nicht gesagt oder geschrieben wird und so konstitutiv für den formulierten Sinn wirkt (vgl. ebd.).

### **Diskursanalyse als kritische Rekonstruktion von Machtbeziehungen**

Margarete Jäger, eine Vertreterin des diskurstheoretischen Dekonstruktivismus, erläutert den Zusammenhang zwischen Macht und Diskurs: Dadurch, dass Diskurse Orte sind, an denen Bedeutungen ausgehandelt werden, sind sie insofern mit Macht ausgestattet, als dass ihre transportierten Inhalte als Vorgaben für gesellschaftliches Handeln, soziale Praktiken und damit für gesellschaftliche Entwicklungen insgesamt fungieren (vgl. Jäger 2008: 379). Im diskurstheoretischen Dekonstruktivismus wird, wie bereits erläutert, neben dem Sagbaren auch das Nicht-Sagbare thematisiert. Das kann laut Jäger bedeuten, dass bestimmte Fragestellungen, Perspektiven und Blickrichtungen aus dem Diskurs ausgeschlossen werden, weil institutionelle Regelungen dies festlegen. Das heisst, Diskursanalysen beantworten die Frage, was von wem zu einer bestimmten Zeit gesagt werden konnte und kann – und was nicht sagbar war oder ist. Die Diskursanalyse arbeitet diese Machtdimensionen innerhalb der Diskurse heraus (vgl. ebd.).

Jäger (2008: 379) betont, dass die Diskursanalyse nicht danach fragt, „ob das, was Personen sagen, ‚stimmt‘.“ Sondern danach, „was die diskursiven Äusserungen *bewirken*.“

Vor allem die Möglichkeit, mit Hilfe von Diskursanalysen den Machtfaktor in den Blick zu nehmen, hat dazu geführt, dass sich feministische Sozialwissenschaftler\*innen und Philosoph\*innen mit der Machtanalytik von Michel Foucault auseinandergesetzt haben. Diese Herangehensweise kann laut Jäger auf den gesamten Komplex der Geschlechterforschung angewendet werden (vgl. ebd.: 382). So bedarf eine Geschlechterforschung, die sich mit Hilfe der Diskursanalyse ihren Gegenständen nähert, keiner totalisierenden Sicht, um Macht- und Herrschaftsstrukturen zu erfassen. Vielmehr kann sie die Einsicht in die Wirksamkeit von Machtbeziehungen nutzen, um Kritik zu formulieren (vgl. ebd.).

### **Judith Butler / Dekonstruktion von sex und gender**

Die bekannteste Vertreterin der Strömung der diskurstheoretischen Dekonstruktion ist die Philosophin Judith Butler. Villa nennt Butler eine „unbehagliche Autorin“, die mit ihrem Buch „das Unbehagen der Geschlechter“ die feministischen Theoriedebatten der letzten Dekaden wie kaum eine andere beeinflusst hat (vgl. Villa 2010: 147). Eine zentrale These von Butler (1991: 24) ist, dass nicht nur gender, sondern auch sex gesellschaftlich konstruiert sind:

Schon jetzt ist klar, dass ein Weg, die innere Stabilität und den binären Rahmen für den Begriff des „Geschlechts“ zu sichern, darin bestehen muss, die Dualität der Geschlechter (*sexes*) in ein vordiskursives Feld abzuschieben. Diese Produktion des Geschlechts *als* vordiskursive Gegebenheit muss umgekehrt als Effekt jenes kulturellen Konstruktionsapparats verstanden werden, den der Begriff „Geschlechtsidentität“ (*gender*) bezeichnet.

Gemäss Villa knüpft Butler damit an die Beauvoirsche Einsicht des „Gewordenseins der Frau“ an, radikalisiert diese jedoch, indem sie auch den anatomischen Geschlechtsunterschied als sozial konstruiert und durch den Diskurs produziert sieht (vgl. Villa 2010: 153). Villa führt aus, dass in Teilen der feministischen Theorie das Geschlecht noch immer als teilweise natürliche Tatsache behandelt wird. Aufgrund dessen geht es Butler darum, diesem angeblich natürlichen Sachverhalt den ontologischen Status zu nehmen und aufzuzeigen, dass auch der Geschlechtskörper, sex, ein reales Produkt eines hegemonialen Diskurses ist (vgl. ebd.). Erst wissenschaftliche Diskurse und politische Interessen lassen laut Butler den anatomischen Körper als natürliche Basis von sozialen Geschlechterrollen und -identitäten erscheinen (vgl. Bublitz 2002: 54). Aufgrund dessen ist das biologische Geschlecht mitsamt seiner zweigeschlechtlichen Geschlechterkonzeption eine Folge von kulturellen Kategorien (vgl. ebd.: 55). Butler sieht laut Bublitz (2002: 56) den Körper folglich nicht als passives Instrument an, vielmehr wird er als „sozialer Geschlechtskörper diskursiv erst ‚ins Leben gerufen‘.“ Dieses konstitutive Verhältnis zwischen Diskurs und

Materie ist zentral für die Sprachtheorie von Butler. Dadurch, dass Sprache und Diskurs die Dinge hervorbringen, wird ihnen den Status des Wirklichen verliehen (vgl. ebd.: 24).

Wie Foucault konstatiert Butler, dass in der materialisierenden Wirkung Macht eingeschrieben ist. Aufgrund dessen ist jeder Punkt der Wissensbildung auch ein Ort der Machtausübung. So gesehen ist das, was als Wahrheit gilt, nichts anderes als ein diskursiver Effekt, Wahrheit wird somit jeweils historisch-diskursiv hervorgebracht (vgl. Bublitz 2002: 25).

Die in diesem Kapitel dargestellten Begriffe und Methoden aus den drei Strömungen der Theoriebildung stellen die Grundlage dar, um den Professionalisierungsdiskurs aus der Perspektive der Geschlechterforschung zu betrachten.

## **3 Soziale Arbeit und Geschlecht**

Nachdem im Kapitel 2 die Geschlechterforschung mit ihren drei Strömungen dargelegt wurde, wird in diesem Kapitel die Soziale Arbeit und ihre Entstehungsgeschichte erläutert. Dabei soll aufgezeigt werden, inwiefern Soziale Arbeit seit ihren Anfängen mit Geschlecht und der jeweiligen Geschlechterperspektive verknüpft ist und mit welchen konzeptionellen Vorstellungen die bürgerliche Frauenbewegung einen neuen Beruf geschaffen hat.

In einem ersten Schritt erfolgt ein Rückblick in die Entstehungsgeschichte der Sozialen Arbeit mit besonderem Fokus auf das Konzept der geistigen Mütterlichkeit. Dies, um aufzuzeigen, wie dieses Konzept die berufliche Tätigkeit von Frauen in der Sozialen Arbeit legitimiert hat. Das Kapitel endet mit der Akademisierung der Sozialen Arbeit, respektive ihrer Verortung in den Fachhochschulen.

### **3.1 Ein Frauenberuf wird akademisiert**

Um die Soziale Arbeit und ihre heutige Begrifflichkeit geschichtlich herzuleiten, sind zwei Stränge mit eigenständiger Entwicklung von Bedeutung. Während der eine Strang von der Armenlehre zur Sozialpädagogik führte, mündete die Armenfürsorge in der Sozialarbeit (vgl. Hauss 2011: 19f). Der Begriff der Sozialen Arbeit umfasst seit der Akademisierung die beiden Fachbereiche Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Aus der Geschlechterperspektive erscheint es sinnvoll, die Geschichte der beiden Bereiche bis zu ihrer Verortung an der Fachhochschule getrennt anzuschauen. Da der Fokus dieser Arbeit auf der Zeit nach der Akademisierung liegt, wird nachfolgend nur der Fachbereich Sozialarbeit historisch nachgezeichnet.

Die nachfolgenden Ausführungen beziehen sich in einem ersten Schritt auf die Entwicklung der Sozialarbeit in Deutschland, da diese prägend und ausschlaggebend für die Entwicklungen in der Schweiz waren.

#### **3.1.1 Das Konzept der geistigen Mütterlichkeit**

Die Entstehung und die Geschichte der Sozialarbeit ist unmittelbar an das Engagement der Frauen aus der ersten Frauenbewegung Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts gekoppelt (vgl. Ehlert 2012: 33). Die damalige Vorstellung von natürlichen, spezifisch weiblichen Eigenschaften befähigte alle Frauen zur geistigen Mütterlichkeit. Mit der Inanspruchnahme von weiblichen, bzw. mütterlichen Wesenszügen wie Empathie, Emoti-

onalität und Fürsorglichkeit sah die damalige bürgerliche Frauenbewegung die Möglichkeit, ein neues Berufsfeld für sich zu besetzen (vgl. Karber et al. 2017: 17). Alice Salomon, die Begründerin der ersten Sozialen Frauenschule mit einer zweijährigen Ausbildung in Deutschland im Jahre 1908, sah in der Sozialarbeit die Berufung von Frauen, welche zum Dienst an der Gesellschaft und zum Wohle der Menschen eingesetzt werden konnte (vgl. Ehlert 2012: 35). Der Identitätsentwurf der Mütterlichkeit war ein kritischer frauenspezifischer Gegenentwurf zur kalten Rationalität der männlichen Bereiche der Produktion und Technik (vgl. Flessner 1994: 13). Die Protagonist\*innen sahen die Sozialarbeit nicht als soziale Dienstleistung für definierte soziale Probleme, sondern als Emanzipation und soziale Mission. Insofern wurde die zu Beginn ehrenamtliche Arbeit nur schrittweise zum Beruf umgebildet und nur zögerlich mit Erwerbstätigkeit in Verbindung gebracht (vgl. ebd.).

Mit der Ausbildung an Sozialen Frauenschulen in Deutschland beginnt die Qualifizierung Sozialer Arbeit auf sozialwissenschaftlichen Grundlagen, die jedoch hierarchisch klar unterhalb der Universitäten zu verorten ist (vgl. Ehlert 2012: 35). Flessner (1994: 14) sieht die Gründe dieser „besonderen Höhenlage“ darin, dass sich die Ausbildungsstätte klar von der „kritisierten Praxisferne der männlichen Universität“ und von „bornierter instrumentell-bürokratischer Schulung“ abgrenzen wollten.

Nach 1918 wird die Ausbildung und der Beruf institutionalisierter und die neuen Arbeitsfelder Gesundheits-, Jugend- und Familienfürsorge werden innerhalb der Sozialen Arbeit vorwiegend mit Frauen besetzt (vgl. Ehlert 2012: 36). Während dieser Zeit wird, so Flessner (1994: 16), aus dem emanzipierten weiblichen Sozialengagement ein eher schlecht bezahlter Dienstleistungsberuf.

Gemäss Ehlert (2012: 36) greifen damals die Geschlechterkonstruktion und die Hierarchien im Geschlechterverhältnis in der Fürsorgetätigkeit ineinander. Während der unmittelbare persönliche Kontakt, die Ermittlung von Problemen, Unterstützung und Fürsorge Tätigkeiten sind, die von den Frauen ausgeübt werden, ist die Aktenbearbeitung und das Treffen von rechtlichen Entscheidungen auf Verwaltungsebene Aufgabe und Privileg der Männer. Die Aufteilung der Fürsorgetätigkeit ist somit in einen Innen- und Aussendienst aufgeteilt, der auf eine Geschlechteraufteilung basiert: vorwiegend weibliche Fürsorgerinnen im Aussendienst und hauptsächlich männliche Beamte und Angestellte in der Verwaltung im Innendienst.

Die gesellschaftliche Dominanz von Männern kennzeichnet den Konstituierungsprozess des Berufs und zeigt sich auch in der Vergabe von Leitungspositionen (vgl. Flessner 1994: 17). Diese wurden vorwiegend mit berufsfremden Männern besetzt und nur in Aus-

nahmefällen mit ausgebildeten Frauen. Diese „männliche Kontrolle weiblicher Hilfe“ kennzeichnet und prägt den Beruf der Sozialarbeiterinnen (vgl. ebd.).

Während das Ausbildungsniveau in der Zeit des Nationalsozialismus drastisch sinkt und akademische Tendenzen unterbunden werden, zwingt die nachfolgende Kriegszeit prägende Figuren der Sozialarbeit in Deutschland zur Emigration in die USA. Der noch junge Beruf wird damit in seiner Professionalisierung wesentlich zurückgeworfen (vgl. Kruse 2004: 57). Nach dem Ende des nationalsozialistischen Regimes muss sich das fast komplett zerstörte Deutschland neu orientieren. Erst mit dem Wiederaufbau ist das Land in der Lage, erste Schritte in Richtung einer institutionellen Reorganisation der Sozialarbeit zu machen. Nachfolgend, im Zuge der allgemeinen Bildungsreform, beginnt die Aufwertung der Sozialarbeit.

Mit der Gründung von Fachhochschulen um 1970 ist die Ausbildung nun in verschiedenen Ausprägungen auf Hochschulebene angesiedelt und somit im tertiären Bereich des Bildungssystems zu verorten (vgl. ebd.: 64). Einhergehend mit dieser Akademisierung wird die Ausbildung und die Praxis quantitativ und qualitativ ausgeweitet und bringt neue Standards im Hinblick auf wissenschaftliche Theorien und Forschung hervor (vgl. ebd.: 107).

Mit der Überleitung an Fachhochschulen kann auch eine Änderung der Zusammensetzung der Studierenden beobachtet werden (vgl. Kruse 2004: 111). Die bis zu diesem Zeitpunkt getrennten Ausbildungsstätten für Frauen und Männer werden in eine koedukative Fachhochschule überführt. Der Anteil an männlichen Studierenden steigt an und verschiebt das Durchschnittsalter in Richtung jüngere Studierende und weg von berufserfahrenen Praktiker\*innen (vgl. ebd.).

### **3.1.2 Die Situation in der Schweiz**

Die Geschichte der Sozialarbeit in der Schweiz folgt kontinuierlich, aber mit zeitlichem Abstand, den Entwicklungen in Deutschland. Hauss (2011: 18) legt dar, dass die Sozialarbeit in der Schweiz bereits im frühen 20. Jahrhundert mit Mentona Moser über eine „interessante und widersprüchliche Pionierin“ verfügte. Zusammen mit Maria Fierz gründete sie 1908 in Zürich die erste Ausbildung für Fürsorgerinnen. Nachdem die Kommunistin Moser wegen politischen Differenzen ausstieg, fiel der kritische Blick auf gesellschaftliche Verhältnisse bereits früh weg in der Geschichte der Professionalisierung des Fürsorgerinnenberufs (vgl. ebd.: 21).

Stattdessen richteten sich nachfolgende Ausbildungskonzepte der Schweiz an den bürgerlichen Initiantinnen in Deutschland aus, welche sich, wie im oberen Teil dieses Kapitel bereits dargelegt, nach dem Konzept der geistigen Mütterlichkeit ausrichteten (vgl. Hauss 2011: 21). Ein Konzept, das für Frauen wie Moser, die den bestehenden Klassenverhältnissen kritisch gegenüberstand, nicht anschlussfähig war (vgl. Matter 2011: 66).

Den ersten Kursen in Zürich folgten Ausbildungen in sozialer Tätigkeit in Luzern und Genf (1918) und Fribourg (1919). Die Zürcher Ausbildung wurde 1921 in eine Schule überführt (vgl. Hauss 2011: 22). Matter (2011: 53) führt aus, dass die Ausbildung von Frauen zu Sozialarbeiterinnen einen doppelten Zweck verfolgte. Der eine ist, dass Frauen aktiv und zielführend an der Armutsbekämpfung mitwirken konnten. Der andere, dass ein Beruf für Frauen mit bürgerlicher Herkunft geschaffen werden sollte, die weder heiraten, noch lebenslang von ihrer Herkunftsfamilie unterstützt werden. Mit der Gründung der Schulen in der Schweiz sahen die Frauen ausserdem die Möglichkeit, ihre gesellschaftlichen Partizipationschancen zu vergrössern (vgl. Matter 2011: 71). Zusätzlich gab es für die Frauen, welche das Amt der Schulleitung der jeweiligen sozialen Frauenschule übernahmen, eine Karrieremöglichkeit, die zu dieser Zeit für Frauen eine Ausnahme war (vgl. ebd.: 85).

Die öffentliche Fürsorge war jedoch weiterhin ein männlich dominiertes Feld. Ebenso wie das zentrale Gremium – die Schweizerische Armenpflegekonferenz und heutige Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe SKOS. Frauen wurden nicht in die Kommission der Armenpflegekonferenz aufgenommen und nur selten als Referentinnen an die Armenpflegekonferenz eingeladen (vgl. Matter: 2011: 100).

Nach einer langen Phase der weitgehenden Stagnation während der Krisen- und Kriegszeit der 1930er und 1940er-Jahre, gelingt es den Protagonist\*innen in den 1950er-Jahren die Soziale Arbeit als Beruf und Profession wieder in Gang zu bringen (vgl. Hauss 2011: 23). In dieser und der darauffolgenden Zeit werden zahlreiche neue Schulen gegründet und erstmals Männer als Schüler in die bisher als soziale Frauenschulen geführten Ausbildungskurse aufgenommen. Diese wandelten entsprechend ihren Namen in Schulen für Sozialarbeit um.

Matter (2011: 363) führt aus, dass sich die sozialen Frauenschulen damit gleichzeitig auch vom Konzept einer Ausbildungsstätte, die Frauen für einen weiblichen „Eignungsberuf“ ausbilden soll, verabschiedet. In den Mittelpunkt rücken stattdessen „geschlechtsneutrale professionelle Handlungsmethoden“. Matter (2011: 363) sieht jedoch beispielsweise

in dem „als ‚objektiv‘ bezeichnete Social Casework“<sup>1</sup> die Möglichkeit, einem Leitbild zum Durchbruch zu verhelfen, welches eine Brücke schlagen soll zwischen Professionalität und traditionellen Bildern von Weiblichkeit.

Die akademische Höhenlage ist, analog zu Deutschland, auch in den 1970er-Jahren in der Schweiz ein Thema. Erstmals wird an der Universität Fribourg ein Lizentiatsstudium in Sozialarbeit initiiert. Die Verortung auf tertiärer Ausbildungsschule an Fachhochschulen erfolgt in der Schweiz in den 1990er-Jahren, integriert die verschiedenen Studiengänge aus dem Sozialbereich und wird fortan mit der Begrifflichkeit der Sozialen Arbeit weitergeführt (vgl. Hauss 2011: 25).

Im historischen Rückblick bis zum Zeitpunkt der Verortung an einer Fachhochschule kann die enge Verknüpfung zwischen Sozialarbeit mit Geschlecht aufgezeigt werden. Durch das Engagement der bürgerlichen Frauenbewegung ist die Sozialarbeit als neues Berufsfeld entstanden. Durch die Identifikation mit der (geistigen) Mütterlichkeit wird Sozialarbeit zum Handlungsfeld einer Emanzipationsbewegung von bürgerlichen Frauen in Deutschland und in der Schweiz.

Es lässt sich festhalten, dass je mehr sich die Sozialarbeit institutionalisiert hat und stärker in die Fachhochschule und Wissenschaft eingebunden wurde, desto mehr verstärkte sich die öffentliche Präsenz von Männern in Planung, Entwicklung und Theorie, während die Mehrheit der Praktiker\*innen stets von Frauen gestellt worden ist. Die historische Sozialarbeitsforschung zeigt eine Kontinuität der Sozialen Arbeit als Frauenberuf unter männlicher Leitung (vgl. Sabla/Plösser 2013: 12).

---

<sup>1</sup> Die Methode des Social Casework geht auf die Amerikanerin Mary Richmond zurück. Die in der Schweiz adaptierte berufsspezifische Methode der Einzelfallhilfe geht mit den normativen Grundlagen einer demokratischen Grundhaltung und Bereitschaft zur partnerschaftlichen Zusammenarbeit einher (vgl. Matter 2011: 308).

## **4 Der Professionalisierungsdiskurs der Sozialen Arbeit**

Nachdem im Kapitel 3 die Entstehungsgeschichte der Sozialen Arbeit skizziert wurde, soll in nachfolgendem Kapitel der Frage nachgegangen werden, welche Debatten den Professionalisierungsdiskurs der Sozialen Arbeit nach ihrer Akademisierung geprägt haben. Obwohl die Verortung an der Fachhochschule in der Schweiz im Vergleich zu Deutschland zu einem späteren Zeitpunkt stattfand, wird der nachfolgende Blick auf den Professionalisierungsdiskurs des gesamten deutschsprachigen Raumes der Sozialen Arbeit gerichtet, da dieser die Entwicklung in der Schweiz mitgeprägt hat.

Zu Beginn werden die Begriffe Professionalisierung und Professionalisierungsdiskurs definiert.

### **Professionalisierung**

Der Begriff Professionalisierung beschreibt die Entwicklung eines wissenschaftsbezogenen Berufsverständnisses. Eine entsprechende Definition liefert C. W. Müller wie folgt:

Mit ‚Professionalisierung‘ der Sozialen Arbeit ist im internationalen Sprachgebrauch der historische Prozess gemeint, in dessen Verlauf sie sich von Formen unbezahlter, mehr oder weniger freiwilliger (Verpflichtung Kraft gesellschaftlicher Stellung!) über ihre ‚Verberuflichung‘ (gleiche Tätigkeit aber auf vertraglicher Basis gegen Entgelt) bis hin zu ihrer ‚Verfachlichung‘ auf der Basis von wissenschaftlicher Ausbildung entwickelt hat. (C. W. Müller 1998, zit. nach Ney o.J.: 2)

Eine Definition aus einem engeren Blickwinkel betrachtet liefert Miege (2005: 342), der die Professionalisierung als „Prozessentwicklung einer Berufsgruppe in Richtung einer Profession“ sieht.

In beiden Definitionen wird Professionalisierung als Prozess eines Berufes bezeichnet, der sich auf der Basis einer wissenschaftlichen Fundierung zu einer Profession entwickelt. Dies in Abgrenzung zum Verständnis von Professionalisierung als individuelle Veränderung in der Ausübung einer Berufsrolle. Nachfolgend geht es demnach um die Berufs- und Professionsentwicklung und nicht primär um die Analyse der professionellen Identität oder eines professionellen Habitus.

### **Professionalisierungsdiskurs**

Der Professionalisierungsdiskurs bezeichnet die systematische Auseinandersetzung mit der Entwicklung der Sozialen Arbeit nach dem Zeitpunkt ihrer Akademisierung.

Die folgende Nachzeichnung des Professions- und Professionalisierungsdiskurses der Sozialen Arbeit basiert unter anderem auf die Arbeit von Motzke (2014: 235). Mit ihrem Beitrag zur Systematisierung des Fachwissens mit Fokus auf die Professionstheorien versucht sie eine bisher vorhandene Forschungslücke zu schliessen.

Motzke (2014: 128) unterteilt den Professionalisierungsdiskurs der Sozialen Arbeit in zwei grosse Etappen. Sie begründet dies damit, dass in der ersten Etappe zwischen 1970 bis 1985 die Bestrebung zusammengefasst werden kann, die Soziale Arbeit anhand des klassischen Professionsmodells in eine Profession zu erheben. Ab Mitte der 1980er-Jahre beginnt eine neue Etappe, auch neuer Professionalisierungsdiskurs genannt, der mit einer Weiterentwicklung der Professionssoziologie einhergeht.

Auch Hammerschmidt/Sagebiel (2010: 9) rekonstruieren in ihrer Arbeit die Professionalisierungsdiskussion der Sozialen Arbeit. Dabei handelt es sich gemäss den Autoren lediglich um eine Zwischenbilanz. Welche Prozesse zur Professionalisierung zählen und was unter Professionalisierung der Sozialer Arbeit zu verstehen ist, darüber besteht auch nach Jahrzehnten wissenschaftlicher Fachdiskussionen ein Dissens (vgl. ebd.).

Motzke (2014: 130) konstatiert, dass die Entwicklung der Sozialen Arbeit und die damit einhergehenden Diskurse über die Professionalisierung nur im Zusammenhang mit der Geschichte verstanden werden können. Um die Prozesse der Professionalisierungsdebatte sozialhistorisch zu kontextualisieren, wird deshalb in aller Kürze auch der jeweilige Zeitgeist dargestellt, in dem die Soziale Arbeit während den beiden Diskursetappen eingebunden war.

## **4.1 Professionalisierungsdiskurs zwischen 1970 und 1985**

Charakteristisch für die 1970er-Jahre ist die Orientierung der Sozialen Arbeit hin zu gesellschaftstheoretischen Fragen. Damit verbunden wird das Handeln der Sozialen Arbeit im bestehenden politisch-ökonomischen System selbstkritisch hinterfragt (vgl. Motzke 2010: 133). Dies führt dazu, dass die Soziale Arbeit sozialwissenschaftlich geöffnet wird. Mit der Folge, dass die Theoriedebatte mit ihrer gesellschaftlichen Kritik das Ziel der Mündigkeit und die Emanzipation des Individuums und der Adressat\*innen verfolgt (vgl. ebd.).

So wird beispielsweise die in den 1970er-Jahren scheinbar selbstverständliche Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern, die dem Mann den Bereich der Öffentlichkeit zuschreibt und der Frau die Versorgungs- und Reproduktionsaufgabe als Verantwortung überträgt, in einem nächsten Schub der Frauenbewegung zum Politikum (vgl. Ehlert 2012: 40). Die damit einhergehenden Impulse werden auch in die Hochschulen der Sozialen Arbeit getragen. So fordern Studentinnen der Sozialen Arbeit geschlechtsspezifische und feministische Perspektiven in ihrem Studium, was zu Studienschwerpunkten an verschiedenen Hochschulen in Deutschland führt (vgl. ebd.: 44).

Motzke (2010: 133) nennt dies eine „kritisch-emanzipatorische Wende“ in der Sozialen Arbeit. Damit wird ein überhöhter Selbstanspruch hervorgerufen, der zu Schwierigkeiten in der Vermittlung zwischen Theorie und Praxis führt. Soziale Arbeit gewinnt damit einen neuen Grad der Abstraktion in der Theorie, welches jedoch die Fallhöhe zur täglichen Arbeit mit Klient\*innen erhöht. Im Zuge dieser Entwicklung reagiert die Soziale Arbeit mit einer Alltagswende, also einer Hinwendung zum konkreten Alltag der Adressat\*innen und führt soziologische Gesellschaftstheorien und –diagnosen ein.

Der zunehmende Blick auf den Alltag der Klient\*innen ist geprägt durch Thiersch, der in dieser Zeit die Theorie der Lebensweltorientierung entwickelt. Im Konzept der Lebensweltorientierung stellt Thiersch die Lebenslagen und die Selbstdeutung der Adressat\*innen in den Mittelpunkt (vgl. ebd.: 134).

Es lässt sich zudem feststellen, dass die innen- und aussenpolitischen Veränderungen und Reformen während dieser Zeit zusätzlich zu einer personellen Expansion geführt haben und eine Differenzierung der Sozialen Arbeit hervorgerufen hat (vgl. ebd.).

Wie in Kapitel 2 gezeigt, fällt die Gründung der Fachhochschulen in die frühen 1970er-Jahre. Hammerschmidt/Sagebiel (2010: 11) erläutern, dass während der Gründungszeit der sozialen Frauenschulen und für die Pionier\*innen der Sozialen Arbeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Professionalisierung Ausdruck für die Schaffung und Verbesserung einer fachlichen Qualifizierung war. In den 1970er-Jahren löst die Akademisierung der Sozialen Arbeit und ihre Verortung an den Fachhochschulen eine neue Diskussion über Professionalisierung aus. Diese Zeit wird darum als „Hochphase einer neuen Professionalisierungsdiskussion“ betrachtet (vgl. ebd.). Neu an der Professionalisierungsdiskussion sind einerseits die Diskutant\*innen und andererseits die neu ins Zentrum gerückten (inter)disziplinären Bezüge. Durch die neuen hochschulischen Ausbildungsgänge und akademisch geschulten Praktiker\*innen der Sozialen Arbeit kommen andere Gedankengänge hinzu und nicht zuletzt melden sich neue Professor\*innen unterschiedlicher Herkunftsdisziplinen zu Wort und gestalten die Debatte mit (vgl. ebd.). Weitere neue Aspekte, die gemäss Hammerschmidt/Sagebiel (2010: 12) nun eine prominente Rolle spielen, sind Fra-

gen nach gesellschaftlicher Anerkennung, entsprechender Forderung nach monetärer Entlohnung und der Handlungskompetenz.

Auch Motzke (2014: 137) sieht den Start der Diskussion um eine Professionalisierung der Sozialen Arbeit um 1970 verortet, die mit der Verlegung der Ausbildung an Fachhochschulen einhergeht. Aus dieser ersten Etappe des Diskurses, welcher bis Mitte der 1980er-Jahre dauert, resultiert eine der Kernfragen, ob die Soziale Arbeit einem Beruf angehört, oder eine Profession ist. Aufgrund dessen bezeichnet sie diese Etappe als klassischen Professionalisierungsdiskurs. Motzke (2014: 138) hebt hervor, dass sich die Professions- und Professionalisierungsdebatte der Sozialen Arbeit seit Beginn an den soziologischen Diskursen um das Thema Profession anlehnt.

#### **4.1.1 Soziale Arbeit als Semi-Profession**

Um die Frage der Profession zu beantworten, wird auf die anglo-amerikanischen, strukturfunktionalistischen und merkmalthetheoretischen Professionskriterien Bezug genommen. Mittels den Kriterien und Merkmalen, die für klassische Professionen gelten, wird der Bezug zur Sozialen Arbeit gemacht (vgl. Motzke 2014: 138). Dieser Vergleich mit dem Kriterienkatalog klassischer Professionen, zu denen die Medizin, die Jurisprudenz und die Theologie gezählt werden, verortet die Soziale Arbeit im Bereich der Semi-Profession. Das Lexikon der Soziologie (2011: 521) liefert Gründe dafür – eine Profession ist demnach „ein für die Gesellschaft relevanter Dienstleistungsberuf mit hohem Prestige und Einkommen, der hochgradig spezialisiertes und systematisiertes, nur im Laufe langer Ausbildung erwerbbares technisches und/oder institutionelles Wissen relativ autonom und kollektivitätsorientiert anwendet (z.B. Arzt oder Richter).“ Der Begriff der Semi-Profession geht zurück auf Etzioni, welcher in seinem Sammelband den Professionalisierungsstand von akademischen Berufsgruppen wie Lehrerinnen, Krankenschwestern und Sozialarbeitenden beschreibt (vgl. Staub-Bernasconi 2009: 23).

Auch Cloos (2010: 28) sieht die Ausgangsbasis der professionstheoretischen Bestimmungsversuche der Sozialen Arbeit vor allem bei merkmalthetheoretischen Modellen. In diesem Zusammenhang steht die Frage im Vordergrund, welchen Grad der Professionalisierung der jeweils untersuchte Beruf zu diesem Zeitpunkt erreicht hat. Insbesondere zu Beginn der 1970er-Jahre steht in dieser Theorietradition die Verwissenschaftlichung und Etablierung einer wissenschaftlichen Disziplin im Vordergrund, um sich so den idealtypischen Professionsmerkmalen anzunähern (vgl. ebd.).

Wird Soziale Arbeit am Kriterienkatalog klassischer Professionen gemessen, gibt es Gemeinsamkeiten in Bezug auf zentrale Werte der Gesellschaft und im Umgang mit verletzbaren und sensiblen Lebensbereichen von Menschen. Im Hinblick auf die Unterschiede werden nachfolgend die Aspekte genannt, welche gemäss Motzke (2014: 181) im Hinblick auf diese Zeit als Argumente dienen, um der Sozialen Arbeit den Status einer „echten“ Profession im Rahmen der strukturfunktionalistischen und merkmals-theoretischen Kriterien abzusprechen und sie demzufolge als Semi-Profession klassifiziert:

*Fehlende Autonomie:*

Dadurch, dass die Soziale Arbeit als Teil der staatlichen Ordnungsmacht entstand, ist sie mit staatlichen Institutionen verwoben. Die Fachkräfte sind organisational in Bürokratien und auch in Hierarchien eingebunden. Daraus entsteht das Spezifikum des doppelten Mandats. Das heisst, dass Professionelle nicht nur zum Wohle der Klient\*innen handeln, sondern auch im Interesse der sozialstaatlichen Rahmenbedingungen.

*Eingeschränkte Autonomie der Klient\*innen:*

Klient\*innen suchen Sozialarbeiter\*innen nicht zwingend freiwillig auf, manchmal werden sie gar zwangsverpflichtet.

*Keine vollausgebildete, eigenständige Fachlichkeit:*

Neben dem Fehlen einer eindeutigen Wissenschaft wird das Charakteristikum des Technologiedefizits genannt. Das Technologiedefizit der Sozialen Arbeit ist in der Unvorhersehbarkeit sozialer Prozesse begründet. Als Folge dessen ist sozialarbeiterisches Handeln nicht standardisierbar und seine Wirkung kann nicht exakt vorhergesagt werden.

*Unschärfer Fallbezug:*

Das Handeln der Sozialen Arbeit orientiert sich in vielen Fällen nicht an der Wiederherstellung lebenspraktischer Handlungsautonomie, sondern an der Verhinderung von sozialen Problemen. Zusätzlich fehlt dem Klientel häufig die Motivation im Sinne von Leidensdruck, um eine Vertrauensbeziehung mit Expert\*innen einzugehen.

Die Popularität des Modells der Semi-Profession zu dieser Zeit sieht Motzke (2014: 178) als Ausdruck dafür, dass es, an den Realitäten der Praxis gemessen, eine Beschreibung der realen Verhältnisse im Bereich der Sozialen Arbeit zu liefern versprach. Zusätzlich bot es die Möglichkeit, sich von einer diffusen Alltagspragmatik zu lösen und sich im „Kanon der Wissenschaften und Professionen einen – wenn auch – billigen Stehplatz zu sichern.“ (Dewe et al. 1986, zit. nach Motzke 2014: 178).

Während dieser ersten Etappe im Professionalisierungsdiskurs steht das Bestreben im Zentrum, den Beruf der Sozialen Arbeit in den Status der Profession zu überführen. Gleichzeitig soll eine berufliche Identität ermöglicht werden, die gesellschaftliche Bedeutung der Sozialen Arbeit angehoben und ihr Expertenstatus abgesichert werden (vgl. Motzke 2014: 138).

Dewe (1992: 11) sieht diese Bestrebungen insgesamt als „eine naive Reduktion der Anstrengungen zur Professionalisierung auf eine Strategie der Akademisierung der Ausbildung.“ Dabei wird vielfach Professionalisierung fälschlicherweise mit Verwissenschaftlichung gleichgesetzt (vgl. ebd.).

Die Akteure der Sozialen Arbeit müssen sich mit einer halb-professionellen Rolle zufriedengeben, die Leistungen erbringt, über deren Reichweite andere entscheiden (vgl. Motzke 2014: 182). Das Modell der Semi-Professionen hat sich in dieser ersten Etappe einige Zeit hartnäckig gehalten. Motzke (2014: 185) erklärt dies damit, dass es der Sozialen Arbeit zunächst an eigenen Theorieansätzen mangelte und sie aufgrund dessen gezwungen war, Konzepte und Analyseperspektiven wie das Modell der Semi-Profession temporär zu übernehmen.

#### **4.1.2 Geschlechtertheoretische Perspektive**

Mit dem Bezug zu merkmalththeoretischen Professionskriterien und dem Konzept der Semi-Profession nach Etzioni wird gemäss Nadai et al. (2005: 18) ein strukturelles Element benannt, das mit den Problemen der Professionalisierung zusammenhängen könnte: das Geschlecht. Der Ansatz der Semi-Profession übergeht das Faktum, dass Soziale Arbeit seit ihren Anfängen ein Frauenberuf war, numerisch von Frauen dominiert ist und symbolisch weiblich codiert ist. Nadai et al. (2005: 43) verweisen damit auf die Verschränkung von Geschlecht und Profession, die sich „in der ‚Männlichkeit‘ der klassischen Professionen wie in der Unterordnung der weiblichen ‚Semi-Professionen‘ manifestiert.“

Auch Wetterer (1993: 12) sieht in der Beziehung zwischen Professionen und Semi-Professionen das Muster der Geschlechterrollen augenscheinlich nachgebildet, obwohl die soziologischen Konzepte von Profession den Eindruck nahe legen, dass Professionalisierungsprozesse ein geschlechtsneutraler Vorgang sind. Sie verdeutlicht dies damit, dass zu dieser Zeit Frauen qua Geschlechtsrolle eher an Helfen und Fürsorge gelegen ist, als an professioneller, fachwissenschaftlicher Sachlichkeit. Entsprechend fehlte ihnen

deshalb die Motivation, berufliche Interessen in berufsständischen Organisationen im Kollektiv auszudrücken und durchzusetzen (vgl. ebd.: 49). Die quantitative Dominanz der Frauen hat somit die Professionalisierbarkeit der Semi-Profession behindert und ist in einer hierarchischen Geschlechterbeziehung nachgebildet.

Die Frauen, die für eine volle Professionalisierung kämpften, hatten Schwierigkeiten, Bündnispartner zu gewinnen. Dies lag laut Wetterer (1992: 50) nicht zuletzt daran, „dass ‚den‘ Professionen bzw. ‚der‘ Gesellschaft an einer anderen Verteilung von Macht und Ressourcen zwischen den Geschlechtern gelegen war.“

Heite (2008: 74) erläutert, dass die Bezeichnung als Semi-Profession oder Profession einer etablierten Ordnung folgt, die auf das hierarchisierte Geschlechterverhältnis verweist. Sie zeigt auf, dass die Professionalisierung der Sozialen Arbeit darauf abzielt, in der Gesellschaftsordnung Anerkennung einzufordern und die Position eines gleichberechtigten Akteurs zu erlangen. Dabei werden Professionalisierungsstrategien von Heite (2008: 75) als „Kämpfe um Anerkennung“ beschrieben, in denen der Faktor Geschlecht eine zentrale Rolle spielt. Es geht es darum, eine Sprechposition einzunehmen, die wirkmächtig ist und um Statusdistribution. Ob die Sozialen Arbeit der Status der Profession beanspruchen kann, liegt demnach nicht an der Erfüllung von spezifischen Professionsmerkmalen, sondern dreht sich um die Frage, ob sich die Forderung nach Anerkennung durchsetzen lässt (vgl. ebd.). Es sind die Anerkennungsregeln oder Spielregeln, unter deren Geltung Soziale Arbeit als Profession betrachtet wird, oder ob ihr dieser Status zugeschrieben wird oder nicht.

Ehlert (2010: 52) sieht in den Bestrebungen, Soziale Arbeit in eine Profession zu überführen, eine paradoxe Situation. Dies, weil in der Professionsdebatte die Bedeutung von Geschlechterverhältnisse nicht thematisiert wird, obwohl die Profession, die Anerkennung erlangen will, ein mehrheitlich von Frauen besetztes Tätigkeitsfeld ist.

Flessner (1994: 17) geht der Frage nach, inwiefern das Konzept der Mütterlichkeit als Beruf für das spätere Berufsfeld der Sozialen Arbeit Bezüge aufweist. Sie konzentriert sich in ihren Ausführungen auf die akademische Soziale Arbeit. Flessner sieht in der Professionalisierungsgeschichte der Sozialen Arbeit die Ungleichheit der Geschlechter manifestiert. Mit dem Mütterlichkeitskonzept, das dem „männlichen Machtkalkül“ gegenübergestellt ist, wird die Marginalisierung der Frauensozialarbeit begünstigt. Die Betonung der geschlechtlichen Differenz hat zur Folge, dass es zur Abwertung der sozialen Frauenarbeit kommt, die den männlich dominierten Hierarchien untergeordnet wird (vgl. ebd.) Dadurch wird die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung verfestigt. Flessner (1994: 9) führt diesbezüglich aus, dass die zunehmende öffentliche Präsenz von Frauen in der Sozialen

Arbeit nicht mit mehr öffentlichem Einfluss oder Entscheidungsteilhabe einhergeht. Aufgrund dessen kommt sie zum Befund, dass die „Geschichte der Professionalisierung des Berufsfeldes eine Geschichte seiner Vermännlichung ist.“

Auch Nadai et al. (2005: 43) konstatieren im Konstrukt der geistigen Mütterlichkeit der Sozialen Arbeit die Verknüpfung zwischen Geschlecht und Beruf. Sie sehen in dieser historischen Fundierung eine Weichenstellung, die bis heute die Entwicklung der Sozialen Arbeit prägt (vgl. ebd.).

Sie stellen fest, dass im Zuge der Akademisierung der Sozialen Arbeit ab den 1970er-Jahren die enge Verknüpfung zwischen Weiblichkeit und Sozialer Arbeit gelöst wird. Die Autor\*innen erklären, dass die „historisch-spezifische Bauweise der Sozialen Arbeit als bürgerlicher Frauenberuf“ im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert eine erfolgreiche Gründungsphase ermöglichte. Im Laufe des 20. Jahrhunderts führte diese Bauweise jedoch in eine „professionalisierungspolitische Sackgasse“ (vgl. ebd.). Nadai et al. (2005: 43) führen aus, dass die Soziale Arbeit ab diesem Zeitpunkt „auf diskursiver Ebene – und nur auf dieser Ebene – entgeschlechtlicht“ wird.

## **4.2 Neuer Professions- und Professionalisierungsdiskurs ab 1985**

Ab Mitte der 1980er-Jahre wird die Soziale Arbeit und ihre Theorien vor neue Herausforderungen gestellt. Es ist einerseits eine Zeit, die geprägt ist durch eine aufkommende Individualisierung und Pluralisierung der Lebensverhältnisse (vgl. Motzke 2014: 135). Andererseits verändert sich die Welt im Zuge der Globalisierung nicht nur gesellschaftlich und politisch, sondern auch wirtschaftlich (vgl. Seithe 2010: 58). Eine neue Dominanz der Ökonomisierung hält Einzug in die Soziale Arbeit. Es stehen Fragen im Vordergrund, wie die Soziale Arbeit leistungsfähiger und überprüfbarer werden kann (vgl. Motzke 2014: 135). Im Zuge dieser Entwicklung wird die Frage, wie die Soziale Arbeit strukturiert und geleitet werden kann, wichtiger. Daraus resultiert eine Notwendigkeit, neue Theorien zu entwickeln, die sich über die Aufgabe und Funktion der Sozialen Arbeit verständigen. Die Diskussion wird entsprechend komplexer und führt zu einem Theorienpluralismus (vgl. ebd.).

So sucht sich die Soziale Arbeit in den 1990er-Jahren zunehmend die Anerkennung als eigenständige Disziplin. Ihr Interesse konzentriert sich in dieser Zeit auf die Schärfung des Profils und die Sicherung der Qualität (vgl. Mühlum 2004: 14).

Da zu den Professionskriterien eine akademische Ausbildung auf wissenschaftlicher Grundlage gehört, wird die Theoriearbeit forciert. Dabei ist das Berufswissen der Sozialen Arbeit weiterhin stark von den Bezugswissenschaften abhängig. Da sich unter dem Problemdruck des gesellschaftlichen Wandels die personalen Dienste stetig ausweiten und verändern, verstärken sich auch die Bemühungen um eine theorie- und forschungsgestützte Lehre und damit der Anspruch auf wissenschaftliche Emanzipation (vgl. Mühlum 2004: 20).

In dieser Phase verstärken sich die Ungleichheit und die Diskrepanz beispielsweise zwischen Arm und Reich. Dies führte dazu, dass sich die Soziale Arbeit in diesen Jahren quantitativ ausdehnt und die Arbeitsfelder differenzierter werden. Fortan ist die Soziale Arbeit in gesellschaftlichen Feldern tätig, in denen sie vorher nicht präsent gewesen ist (vgl. Seithe 2010: 47). Fragen nach der sozialen Gerechtigkeit werden dringlicher und die Diskussion über Armut, soziale Ausgrenzung und Exklusion wird ausführlicher. Dies weil soziale Probleme in die Mitte der Gesellschaft vorrücken (vgl. Motzke 2014: 135).

Laut Motzke (2014: 148) stehen in der zweiten Etappe des Professionalisierungsdiskurses der Sozialen Arbeit die handlungslogischen und strukturtheoretischen Ansätze im Zentrum. Dies begründet sie mit einem Perspektivenwechsel, der sich von der ersten zur zweiten Etappe vollzieht. Indem unterschiedliche Facetten des Professionsbegriffs weiter erschlossen werden, kommt es zu einer Professionalisierung innerhalb des Professionsdiskurses (vgl. ebd.: 147).

Diese Wende innerhalb der Professionsdebatte zeigt die Bemühungen, sozialarbeiterisches und sozialpädagogisches Handeln mit einer alltagstheoretischen Perspektive zu ergründen. Statt die institutionellen Merkmale und Probleme der Semi-Profession zu thematisieren, rücken Fragen der Eigenlogik des Handelns in der Sozialen Arbeit und deren dazu notwendigen Voraussetzungen in den Vordergrund. Eine neue Diskussion über Handlungskompetenz in der Sozialen Arbeit entwickelt sich (vgl. Motzke 2014: 195).

Während sich also die ursprüngliche Professionsdebatte primär mit machttheoretischen Fragen beschäftigt hat, interessiert sich die neue Debatte um die Handlungskompetenz für die normativen und motivationalen Kompetenzen einer Berufsrolle. Zusätzlich konzentriert sich die Handlungskompetenzdebatte auf bestimmte Arbeitsbereiche oder Arbeitstätigkeiten, während die Professionsdebatte von der Profession im Allgemeinen gesprochen hat (vgl. ebd.: 196).

Stellvertretend für den neuen Professionalisierungsdiskurs werden nachfolgend zwei der wegweisenden Modelle verkürzt erläutert, welche den Diskurs bis heute prägen (vgl. Motzke 2014: 149). Dies ist einerseits Schütze, mit der interaktionistischen Professions-

theorie und Oevermann, mit dem Modell der stellvertretenden Deutung. Motzke (2014: 149) sieht in den in den beiden Modellen eine Mitursache dafür, dass in der zweiten Etappe des Professions- und Professionalisierungsdiskurs die Ambivalenz des professionellen Handelns intensiviert Gegenstand der Analyse waren und immer noch sind.

#### **4.2.1 Soziale Arbeit als bescheidene Profession**

Motzke (2014: 209) nennt den interaktionistischen Ansatz von Schütze, der die Soziale Arbeit als bescheidene Profession bezeichnet, eines der einflussreichsten Professionalisierungsmodelle der letzten beiden Jahrzehnte. Der interaktionistisch orientierte Ansatz geht ursprünglich zurück auf die beiden amerikanischen Berufs- und Professionssoziologen Hughes und Strauss. Schütze ist innerhalb der deutschsprachigen Professionssoziologie ein prominenter Vertreter dieses Ansatzes. Aus der interaktionistischen Perspektive ist laut Schütze (1992: 135) eine Profession „ein – von der alltäglichen Laienwelt, aber auch von anderen Expertensinnwelten – relativ abgegrenzter Orientierungs- und Handlungsbereich, in welchem sowohl wissenschaftlich als auch praktisch ausgebildete Berufsexperten gesellschaftlich lizenzierte Dienstleistungen für ihnen per gesellschaftlichem Mandat anbefohlene Klienten bzw. Abnehmer vollbringen.“ Die zentralen Kategorien Lizenz und Mandat weisen darauf hin, dass der professionelle Status und die damit einhergehenden Privilegien wie Macht und Ansehen, eine gesellschaftliche Anerkennung und Legitimation benötigt (vgl. Motzke 2014: 103).

Diese Legitimation erlangt die Trägerschaft dadurch, dass sie über einen zentralen Bereich des gesellschaftlichen Wissens verfügt. Folglich werden den Professionen Lizenz und Mandat aufgrund von exklusivem Fachwissen zuteil (vgl. ebd.). Zusätzlich ist das Mandat Ausdruck einer implizierten Definitionsmacht gegenüber den Sachverhalten in ihrem Geltungsbereich. Dadurch unterscheidet sich die Profession von anderen Berufen.

Schütze nennt die Soziale Arbeit folge dessen eine bescheidene Profession, weil sie noch nicht die Autonomie erreicht hat, die klassische Professionen haben. Das liegt laut Schütze (1992: 147) insbesondere daran, dass die Soziale Arbeit, im Vergleich zu anderen Professionen, „den Handlungsrestriktionen der organisatorischen (verwaltungsmässigen, rechtlich-kontrollierenden, ökonomischen) Zwänge ausgeliefert ist“, was ihre „professionelle Entwicklung und Autonomie“ behindert.

Zusätzlich bildet eine Profession im Sinne des interaktionistischen Professionsansatz eine besondere Sinnwelt ab, die als höhersymbolisch bezeichnet wird. Für Schütze (1992: 146) verfügt die Soziale Arbeit über keinen „ganz eigenständigen höhersymbolischen,

gegenüber der Alltagswelt und anderen Orientierungsbereichen abgegrenzten Sinnbezirk“. Gerade weil aber die Soziale Arbeit nie unter einem abgegrenzten höhersymbolischen Sinnbezirk arbeiten konnte, ist ihr der flexible, fallbezogene und interdisziplinäre Diskurs vertraut. Vor allem in der interdisziplinären Forschung im Bereich des Sozialwesens und seinen professionellen Handlungsabläufen sieht Schütze die Chance der Sozialen Arbeit für die Herausbildung einer Vorbildfunktion (vgl. ebd.: 166).

Eine der beiden essentiellen Voraussetzungen, um als Profession bezeichnet zu werden ist, wie oben erläutert, das gesellschaftliche Mandat. Dies sieht Schütze in der Sozialen Arbeit in soweit gegeben, als die Soziale Arbeit durchaus Besitzerin eines Mandats der Gesellschaft für eine Dienstleistung an Klient\*innen ist. Er sieht dies dadurch gekennzeichnet, dass sich die Soziale Arbeit um Menschen in sozialen Problemlagen kümmert, die sich temporär oder dauernd nicht selbst helfen können und über keine andere Betreuungsmöglichkeit verfügen. Zusätzlich orientiert sich die Soziale Arbeit berufsethisch auf eine Weise, die der Berufsorientierung von anderen Professionen vergleichbar ist (vgl. Schütze 1992: 143).

Die andere essentielle Voraussetzung ist das Innehaben einer spezifischen gesellschaftlichen Lizenz für die per Mandat anbefohlenen Menschen. Auch diese attestiert Schütze der Sozialen Arbeit. Er begründet dies damit, dass die Soziale Arbeit über Diagnose- und Bearbeitungsverfahren verfügt, die mächtig sind. Mächtig in dem Sinne, dass sie eine gewisse Abgrenzung zu anderen Professionen erlauben (vgl. ebd.). Er stellt allerdings in Frage, inwiefern diese Verfahren jeweils wissenschaftlich fundiert sind. Zudem ist fraglich, inwieweit eine Abgrenzung zu anderen Professionen möglich ist, wenn Arbeitstechniken von diesen übernommen werden.

Insgesamt hält Schütze mit Bezug auf die interaktionistische Professionstheorie und deren beiden essentiellen Voraussetzungen fest, dass Soziale Arbeit eine Profession ist. Jedoch eben eine bescheidene Profession, die noch nicht den Grad an Autonomie erreicht hat, wie Professionen der Medizin, der Jurisprudenz oder die technischen Professionen. Dennoch zeigen sich laut Schütze (1992: 144f) die „universalen Systemschwierigkeiten und Paradoxien des professionellen Handelns“ besonders prägnant. Die Auswirkungen der Paradoxien professionellen Handelns beschreibt er anschaulich anhand des Beispiels einer Sozialarbeiterin. Dieser fehle „häufig die Rollendistanz der routinierten Forschungspraktikerin“. Weil die Sozialarbeiterin noch zu wenig „in den Geist sozialwissenschaftlicher bzw. psychologischer Forschung einsozialisiert ist, neigt sie zu einer unkritischen Bewunderung des Wissenschaftlichen bzw. Vermeintlich-Wissenschaftlichen.“ So ist die Sozialarbeiterin in ihrer tagtäglichen Arbeit mit „hartnäckig-

gen Dauerproblemen konfrontiert, die zum Wesen professioneller Berufsarbeit in einer modernen arbeitsteilig organisierten Gesellschaft gehören.“

#### **4.2.2 Soziale Arbeit als stellvertretende Deutung**

Erhebliche Beachtung gefunden hat gemäss Motzke (2014: 205) das Modell der stellvertretenden Deutung, welche als strukturtheoretische Position bezeichnet wird. Das Professionalisierungsmodell der stellvertretenden Deutung basiert auf Oevermann, der mit seiner Theorie, die er Mitte der 1990er-Jahre publiziert hat, an die klassischen Professionstheorien anknüpft, deren Defizite er jedoch damit zu überwinden versucht (vgl. ebd.: 93).

Gemäss Oevermann (2009: 113) sind alle professionalisierungsbedürftigen Berufspraxen mit der Aufgabe der stellvertretenden Krisenbewältigung für ihre Klient\*innen beschäftigt. Die Bewältigung von Krisen anderer Personen oder Gemeinschaften, die ihre Krisen nicht selbst bewältigen können, bedarf einer besonderen Tätigkeit, die auf wissenschaftlich methodisiertem Wissen und einer bewussten Wahrnehmung der stellvertretenden Krisenbewältigung beruht. Oevermann konstatiert, dass alle klassischen Professionstheorien auf die Sicherstellung dieser Funktion ausgerichtet sind und nennt drei zentrale Bereiche oder Funktionsfoci, in denen es zu einer Delegation der Krisenbewältigung kommen kann (vgl. ebd: 118). Der erste ist der Funktionskreis der Erzeugung, Aufrechterhaltung und Wiederherstellung der leiblichen und psychosozialen Integrität. Dieser wird beispielsweise durch Ärzte getätigt. Der zweite Funktionskreis ist die Erzeugung, die Aufrechterhaltung und die Wiederherstellung einer kollektiven Praxis von Recht und Gerechtigkeit, wie dies zum Beispiel durch Rechtsanwälte geschieht. Der dritte Funktionsfokus ist die Erzeugung, die Aufrechterhaltung und die Wiederherstellung der Gültigkeit von Wissen und Erkenntnis, wie dies der Bereich der Wissenschaft tut (vgl. ebd.).

Die stellvertretende Krisenbewältigung realisiert sich im Konzept der stellvertretenden Deutung, welche Professionelle ausüben und ein Entwurf von neuen Problemlösungen darstellt, die Klient\*innen aufgrund ihrer schwierigen Lebenslagen nicht selbst zu sehen vermögen (vgl. Motzke 2014: 94).

Dadurch, dass der Sozialen Arbeit gleichzeitig die ersten beiden Funktionsfoci zuzuordnen sind, entsteht ein unlösbares Grundproblem ihrer Professionalisierung (vgl. Oevermann 2009: 119). Soziale Arbeit hat in ihrer Wahrnehmung eine staatliche Fürsorgepflicht und gleichzeitig die Funktion der sozialen Kontrolle im Sinne der Aufrechterhaltung von Recht und Gerechtigkeit (vgl. ebd.). Dies kann auch als Dilemma des doppelten Mandats,

also von Hilfe einerseits und Kontrolle andererseits, bezeichnet werden (vgl. Motzke 2014: 204). Da sich diese zwei diametral entgegengesetzten Strukturlogiken gegenseitig in ihrer Wirkung beschneiden, die Soziale Arbeit jedoch beide gleichzeitig zur Geltung bringen muss, ist das Resultat eine Nicht-Professionalisierbarkeit (vgl. ebd.).

Obwohl Oevermann (2009: 132) das Problem des unklaren Verhältnisses von Hilfe und Kontrolle in der Sozialen Arbeit anspricht, erarbeitet er die Voraussetzungen eines möglichen Arbeitsbündnisses heraus. Dieses erachtet er als elementares Strukturmerkmal seines Modells der stellvertretenden Deutung innerhalb des Funktionskreises der Hilfe. Das Arbeitsbündnis ist innerhalb dieses Funktionsfokus unabdingbar, weil es für eine wirksame und für eine Autonomie stärkende Hilfe für die Klient\*innen die Grundlage darstellt (vgl. ebd.: 141). Wie bereits erläutert, beinhaltet der erste Funktionsfokus die Erzeugung, Aufrechterhaltung und Wiederherstellung der leiblichen und psychosozialen Integrität. Das Arbeitsbündnis ist daher nur möglich, wenn es auf der freiwilligen Entscheidung der Klient\*innen basiert (vgl. ebd.: 130). Nun ist jedoch die soziale Kontrolle in der Sozialen Arbeit meistens präsent und von grossem Gewicht. Daher hat das Arbeitsbündnis innerhalb der Sozialen Arbeit unter diesen Bedingungen gemäss Oevermann (2009: 141) immer die Tendenz, zur „bürokratischen Routineentscheidung durch Subsumtion unter formale und standardisierte Kriterien zu degenerieren“.

Die Begegnungen mit Klient\*innen in der Sozialen Arbeit, die in einer Krise sind, sieht Oevermann als eine professionalisierungsbedürftige Praxis an, eine professionalisierungsbedürftige Praxis mit der Anforderung an ein Arbeitsbündnis. Dieses Arbeitsbündnis wird, zusammengefasst von Oevermann (2009: 117) allerdings durch „die widersprüchliche Einheit von diffusen und spezifischen Beziehungskomponenten bestimmt.“

Oevermann (2009: 141f) nennt die stellvertretende Deutung eine Kunstlehre, die in der Berufspraxis vollzogen und erschaffen werden muss und sich nicht durch Theorie oder Buchwissen erschliessen lässt.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Oevermann der Sozialen Arbeit die Professionalisierbarkeit prinzipiell abspricht. Mit seinen Ausführungen zur Professionalisierungsbedürftigkeit versucht er jedoch, die Defizite der Sozialen Arbeit zu überwinden. Dennoch verbleibt er grundsätzlich im Kontext des klassischen, strukturfunktionalistischen Professionalisierungskonzepts (vgl. Motzke 2014: 208f).

### **4.2.3 Geschlechtertheoretische Perspektive**

Bei der Frage nach der Professionalisierbarkeit der Sozialen Arbeit gelangen Schütze und Oevermann zu entgegengesetzten Ergebnissen. Während Oevermann von einer Nicht-Professionalisierbarkeit der Sozialen Arbeit spricht, weil sie zwei Funktionsfoci gleichzeitig zur Geltung bringen muss, vertritt Schütze die Meinung, dass eine Professionalisierung grundsätzlich möglich ist. Jedoch ist diese noch nicht abgeschlossen. Er bezeichnet aufgrund dessen die Soziale Arbeit als eine bescheidene Profession. Für Staub-Bernasconi (2009: 26) lassen sich die Ansätze von Oevermann und Schütze unter das Konzept der Semi-Profession subsumieren. Die Bezeichnung der Sozialen Arbeit als bescheidene Profession sei eine neuere, „verdeutschte“ Version für den Begriff der Semi-Profession. Sie begründet dies damit, dass beide Vertreter der Sozialen Arbeit eine prinzipielle Abhängigkeit gegenüber makrogesellschaftlichen Herrschafts- und Kontrollansprüchen attestieren und der Sozialen Arbeit somit die vollständige Autonomie fehlt, die eine Profession kennzeichnet. Auch für Nadai et al. (2005: 21) knüpft das Modell von Oevermann unmittelbar an das Konzept der Semi-Profession an, in welchem ebenso die mangelnde Autonomie zur zentralen erklärenden Variablen wird.

Die geschlechtertheoretische Perspektive zum Konzept der Semi-Profession ist im Kapitel 4.1.2 ausgeführt worden. Bezogen auf diese Erkenntnisse lässt sich hier nochmals festhalten, dass die Kategorisierung als Semi-Profession auch eine Folge der anhaltenden „weiblichen“ Prägung der Sozialen Arbeit ist.

Zusätzlich zur fehlenden Autonomie attestiert Schütze der Sozialen Arbeit eine fehlende wissenschaftliche Fundierung, respektive stellt diese in Frage. Die Strategie der Verwissenschaftlichung der Sozialen Arbeit sieht Heite (2008: 123) als einen weiteren Kampf um Anerkennung. Um von anderen Akteuren als Profession anerkannt zu werden, muss die Soziale Arbeit spezifisches Wissen generieren und dieses als relevant artikulieren. Auch aus der Perspektive von Nadai et al. (2005: 11) wird in beiden Ansätzen die untergeordnete Position der Sozialen Arbeit betont, welche über ein ungenügendes Ansehen und eine fehlende Autonomie verfügt. Dies führt Heite (2008: 131) darauf zurück, dass bestimmte Disziplinen und ihre entsprechenden Professionen wie beispielsweise die Medizin oder die Naturwissenschaften gegenüber den Sozial- und Geisteswissenschaften in der gesellschaftlichen und akademischen Hierarchie der Anerkennung einen höheren Rang einnehmen und mit entsprechend mehr Autorität und Autonomie ausgestattet sind. In dieser Statushierarchie bildet sich ein hierarchisches Feld der Distinktionen. Höher angesiedelte Professionen sind gekennzeichnet durch eine weitaus stärkere soziale Schließung gegenüber Frauen und Menschen mit einem tieferen sozioökonomischen Status. So will

die Soziale Arbeit gemäss Heite (2008: 122) Anerkennung in „einem Horizont kollektiv geteilter Vorstellungen“ erreichen, in dem Wissen als „Machtmittel zur Herstellung jenes gemeinsamen Horizonts (re)produziert und Wahrheitsansprüche durchgesetzt werden.“

Ehlert (2010: 56) knüpft an die professionstheoretischen Überlegungen von Oevermann, spezifisch anhand seines Modells der Strukturlogik des Arbeitsbündnisses, an. Dabei entpuppen sich die diffusen Beziehungsanteile, die Oevermann anspricht, als Anteile der Sozialen Arbeit, die unter anderem bedürfnisorientiert, beziehungsorientiert und alltagsnah veranlagt sind. Ehlert (2010: 56) attestiert Oevermann den Versuch, diese Anteile, die mit Fürsorglichkeit und Beziehungsarbeit beschrieben sind und mit Weiblichkeit assoziiert werden, zu generalisieren und in ein tradiertes Professionsverständnis zu integrieren (vgl. ebd.). Es liegt nahe, dass auch ein entgeschlechtlichtes Professionsverständnis, wie das Modell der stellvertretenden Deutung von Oevermann, ungelöste Fragen und Strukturprobleme der Profession enthält. Indem die Beziehungsarbeit neutralisiert und als professionell und der wissenschaftlichen Reflexion zugänglich wird, werden die diffusen Aspekte, die kulturell mit Weiblichkeit in Verbindung gebracht werden, nicht verschwinden (vgl. Ehlert 2010: 57). Sie sieht die Professionsdebatte langfristig in einer Sackgasse landend, weil einerseits die Verfestigung und die Transformation von Geschlechterhierarchien übersehen werden, andererseits die geleisteten Tätigkeiten zu überschreiben versucht werden (vgl. ebd.).

## 5 Schlussfolgerungen

Abschliessend sollen die wesentlichen Erkenntnisse der Arbeit aufgegriffen werden und zur Beantwortung der Fragestellung führen. Daran anschliessend folgt ein Ausblick.

Die Strömung des interaktionistischen Konstruktivismus innerhalb der Geschlechterforschung sieht Geschlecht als entscheidend für Chancen und Grenzen im Berufsleben, weil Geschlecht als sozialer Platzanweiser fungiert (vgl. Kapitel 2.2.2) Wird die Entstehungsgeschichte der Sozialen Arbeit (vgl. Kapitel 3.1.1) aus dieser Perspektive des interaktionistischen Konstruktivismus betrachtet, wird deutlich, dass sich die Pionier\*innen der bürgerlichen Frauenbewegung mit dem Konzept der geistigen Mütterlichkeit einen neuen Beruf erschaffen und definiert haben. Mit der Inanspruchnahme von „weiblichen“ Eigenschaften wie Mütterlichkeit, Fürsorglichkeit und Empathie, wird die natürliche Geschlechterdifferenz als Ressource genutzt und steht damit als kritischer, frauenspezifischer Gegenentwurf zur kalten Rationalität der männlichen Bereiche der Produktion und Technik. Die damaligen Pionier\*innen waren bestrebt, die Ausbildung der Sozialarbeit und die Qualifizierung auf sozialwissenschaftlichen Grundlagen nicht an Universitäten, sondern an anderen Ausbildungsinstitutionen zu verankern. Dies, um den Frauen eigene Gestaltungsräume zu ermöglichen.

In ihren Anfängen ist die Soziale Arbeit ein exklusives Tätigkeitsfeld für Frauen. Mit der Professionalisierung und dem Anstieg des Ausbildungsniveaus wird sie auch für Männer geöffnet. In der Folge bleiben Frauen in der Praxis, während Leitungsfunktionen oftmals von Männern übernommen werden. Dadurch wird auch innerhalb der Sozialen Arbeit ein hierarchisches Geschlechterverhältnis manifest (vgl. 3.1.1.)

Wie in Kapitel 4.1 erläutert, steht im Professionalisierungs- und Professionsdiskurses der Sozialen Arbeit die Kernfrage, ob Soziale Arbeit einem Beruf angehört oder ob sie eine Profession ist. Mit der Bezugnahme auf strukturfunktionalistische und merkmalthereoretische Professionskriterien wird die Soziale Arbeit in einer ersten Etappe des Professionalisierungsdiskurses als Semi-Profession verortet, weil sie anhand des Kriterienkatalogs der klassischen Professionen definiert wird.

Geschlecht hat innerhalb dieses Professionalisierungsdiskurses eine konstitutive Rolle. Das Bild der Profession ist ein männlich geprägtes, während die Bezeichnung der Semi-Profession weiblich konnotiert ist (vgl. Kapitel 4.1.2). Der Prozess zur Professionalisierung will ein geschlechtsneutraler sein, doch entpuppt er sich als Ort, an welchem das Muster

der Geschlechterrollen implizit nachgebildet wird. Dies mitunter auch darum, weil die „weibliche“ Prägung der Sozialen Arbeit als Malus empfunden wird, den es zu überwinden gilt.

In der zweiten Etappe rücken der interaktionistische Ansatz von Schütze und die strukturfunktionalistische Position von Oevermann in das Zentrum des Professionalisierungsdiskurses (vgl. Kapitel 4.2.1 und 4.2.2). Obwohl die Soziale Arbeit den Anspruch auf wissenschaftliche Emanzipation erhebt, ihre Theoriearbeit forciert und die Handlungskompetenz erweitert, resultieren die Ausführungen von Oevermann in einer Nicht-Professionalisierbarkeit der Sozialen Arbeit und Schütze beschreibt sie anhand des interaktionistischen Ansatzes als bescheidene Profession.

Für Staub-Bernasconi lässt sich jedoch auch dieser Ansatz unter den Begriff der Semi-Profession subsumieren, sei er doch nur eine neuere, „verdeutschte“ Version davon (vgl. Kapitel 4.2.3).

Auch in dieser zweiten Etappe findet die Geschlechterforschung keinen Eingang in den Professionalisierungsdiskurs. Es gibt zwar, wie in den Kapiteln 4.1.2 und 4.2.3 dargelegt, Auseinandersetzung mit und Kritik an dem Professionalisierungsdiskurs aus geschlechtertheoretischen Perspektiven, doch erfolgen diese gleichsam von ausserhalb und zeitlich verzögert.

Für beide Etappen des Professionalisierungsdiskurses lässt sich festhalten, dass die Soziale Arbeit entgeschlechtlicht wird, die Geschlechterforschung findet keinen Eingang in den Diskurs.

Wie in Kapitel 4.1.2 gezeigt, steckt der Professionalisierungsdiskurs in einer Sackgasse. Der Einbezug der Geschlechterforschung in die systematische Auseinandersetzung der Professionalisierung könnte hier neue Perspektiven eröffnen. Bezugnehmend auf das Kapitel 2.1 wird ersichtlich, dass ein zentraler Arbeitsschwerpunkt der Geschlechterforschung die Wissenschaftskritik ist. Es geht darum, Geschlechterungleichheiten in der Wissenschaft aufzudecken, zu analysieren und zu erklären. In Kapitel 2.2 ist zudem dargelegt worden, wie sich die drei Strömungen der Theoriebildung entwickelt haben und wie sich dadurch das Spektrum, in dem die Geschlechterforschung einen Beitrag leisten kann, erweitert hat.

Bezogen auf den Professionalisierungsdiskurs könnte der im Kapitel 2.2.3 erläuterte diskurstheoretische Dekonstruktivismus einen solchen Beitrag leisten, da dieser auf der Ebene der Theorie ansetzt, welche Teile von Diskursen sind. Diskurse, so die dahinge-

hende Annahme, sind performativ. Durch die ständig wiederholende Praxis wird eine gesellschaftliche Realität erzeugt und formt damit unser Wahrnehmungsmuster.

Die sich in den Kapitel 4.1.2, 4.2.2 und 4.2.3 wiederholenden Aussagen, dass der Sozialen Arbeit im Vergleich zu „echten“ Professionen die Autonomie fehlt und sie über keine eigenständige Wissenschaft verfügt, erzeugen eine Wirkung. Das Sprechen über Profession und darüber, ob Soziale Arbeit als „vollständige“ Profession Anerkennung erhält, ist insofern nicht nur abhängig vom theoretischen Zugriff, sondern auch von den kulturellen Wertmustern und entsprechenden Denkweisen der Theoretiker\*innen und Forscher\*innen. Hinter dem Begriff und dem Status der Profession steckt eine symbolische Ordnung, welcher mit seinem damit verbundenen Autoritätsanspruch ein Machtverhältnis ausdrückt (vgl. Kapitel 2.2.3) Hinter dem Sprechen über Soziale Arbeit als Semi-Profession oder bescheidene Profession verbergen sich gesamtgesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse, die unter anderem entlang der Kategorie Geschlecht strukturiert sind.

Mit Blick auf einen möglichen Ausweg aus der beschriebenen Sackgasse sei hier auf die Definition einer Profession von Jacques Derrida (2001: 51) verwiesen:

Die Idee der Profession setzt voraus, dass jenseits des Wissens, des Sich-auf-etwas-Verstehens und der Kompetenz, dass zusätzlich zu alledem eine beglaubigte Verpflichtung, eine Bezeugung, eine Freiheit, ein Verantwortungsschwur, ein Gelübde das Subjekt dazu verpflichten, vor einer noch zu definierenden Instanz Rechenschaft abzulegen.

Vor diesem Hintergrund lässt sich Silvia Staub-Bernasconis Ansatz lesen. Sie sucht den Weg aus der Professionalisierungssackgasse, indem sie das für die fehlende Autonomie verantwortliche Doppelmandat von Hilfe und Kontrolle zu einem Tripelmandat erweitert. Derridas „noch zu definierende Instanz“ bildet bei ihr der Ethikkodex der Sozialen Arbeit, der sich zur Einhaltung und Durchsetzung der Menschenrechte verpflichtet. Das dritte Mandat bildet die übergeordnete Legitimationsbasis für die Verweigerung oder der Annahme von Aufträgen und für die Formulierung eigenbestimmter Aufträge. Wird die Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession angesehen, beinhaltet dies das Mitwirken an sozialer Veränderung und gesellschaftlichem Wandel, welches die Veränderung von gesellschaftlichen Machtstrukturen impliziert.

Staub-Bernasconis Ansatz ist interessant. Es muss aber festgehalten werden, dass die Auseinandersetzung mit dem Professionalisierungsdiskurs den Blick aus einer geschlechtertheoretischen Perspektive verlangt. Dabei muss schon in der Ausbildung begonnen werden. Wenn das theoretische Wissen und die empirischen Befunde der aktuellen Ge-

schlechterforschung, der Gender/Queer Studies, in der Lehre vermittelt werden, können angehende Professionelle nicht nur für die verdeckten Zusammenhänge von Differenz und Ungleichheit sensibilisiert und davon verwirrt werden, sondern auch eine kritische Haltung gegenüber Kategorien und Begriffen entwickeln. Dieser reflektierte Bezug auf vorgängige Normen kann nicht nur in die professionelle Debatte miteinfließen, sondern wirkt sich auch konstitutiv auf die Ebenen von Berufspraxis und Politik aus.

Die Mehrzahl der Konzepte in der Professionssoziologie wurde ohne Bezug auf die Geschlechterforschung entwickelt. Dies bedeutet, dass die Entstehung einer Profession immer auch mit Machtfragen im Geschlechterverhältnis geknüpft ist. Um weiterführende Erkenntnisse zu gewinnen, müsste zusätzliche Arbeit an der Schnittstelle zwischen Geschlechterforschung und Professionssoziologie getätigt werden. Diese Arbeit wird wohl von Wissenschaftler\*innen geleistet werden müssen. Solange die berufs- und professionpolitischen Zusammenschlüsse von Männern dominiert sind, bleibt auch die Definitionsmacht bei ihnen. Der Ruf nach einem Einbezug der Geschlechterforschung ist nicht nur eine feministische Forderung. Sondern auch ein Kampf um die Anerkennung der Sozialen Arbeit generell.

## 6 Literaturverzeichnis

Becker-Schmidt, Regina (2008). Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.). Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 65-80.

Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (2000). Feministische Theorien. Zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag GmbH.

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1977). Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. 5. Auflage. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag.

Bereswill, Mechthild (2016). Hat Soziale Arbeit ein Geschlecht? Antworten von Mechthild Bereswill. Berlin: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V., Lambertus.

Breidenbach, Sonja (2000). Frauen gestalten Soziale Arbeit. Soziale Arbeit zwischen geistiger Mütterlichkeit und Professionalität. Münster: LIT Verlag.

Bublitz, Hannelore (2002). Judith Butler. Zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag GmbH.

Butler, Judith (1991). Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Cloos, Peter (2010). Soziale Arbeit als Profession. Theoretische Vergewisserungen und Perspektiven. In: Hammerschmidt, Peter/Sagebiel, Juliane (Hg.). Professionalisierung im Widerstreit. Zur Professionalisierungsdiskussion in der Sozialen Arbeit – Versuch einer Bilanz. Neu-Ulm: AG-SPAK Bücher. S. 25-42.

De Beauvoir, Simone (1951). Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Hamburg: Rowohlt Verlag GmbH.

Degele, Nina (2008). Gender/Queer Studies. Eine Einführung. Paderborn: Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG.

Derrida, Jacques (2001). Die unbedingte Universität. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Dewe, Bernd/Ferchhoff, Wilfried/Radtke, Frank-Olaf (1992). Einleitung. Auf dem Wege zu einer aufgabenzentrierten Professionstheorie pädagogischen Handelns. In: Dewe, Bernd/Ferchhoff, Wilfried/Radtke, Frank-Olaf (Hg.). Erziehen als Profession: zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen: Leske + Budrich. S. 7-20.

Effinger, Herbert/Gahleitner, Silke Birgitta (2010). Einleitung. In: Gahleitner, Silke Birgitta/Effinger, Herbert/Kraus, Björn/Miethe, Ingrid/Stövesand, Sabine/Sagebiel, Juliane (Hg.). Disziplin und Profession Sozialer Arbeit. Entwicklungen und Perspektiven. Opladen & Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich. S. 9-18.

Ehlert, Gudrun (2010). Profession, Geschlecht und Soziale Arbeit. In: Bereswill, Mechtild/Stecklina, Gerd (Hg.). Geschlechterperspektiven für die Soziale Arbeit. Zum Spannungsverhältnis von Frauenbewegungen und Professionalisierungsprozessen. Weinheim und München: Juventa Verlag. S. 45-60.

Ehlert, Gudrun (2012). Gender in der Sozialen Arbeit. Konzepte, Perspektiven, Basiswissen. Schwalbach/Ts.: WOCHENSCHAU Verlag.

Engelfried, Constance/Voigt-Kehlenbeck, Corinna (2010). Gendered Profession. Soziale Arbeit vor neuen Herausforderungen in der zweiten Moderne. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Flessner, Heike (1994). Mütterlichkeit als Beruf – historischer Befund oder aktuelles Strukturmerkmal sozialer Arbeit? Oldenburger Universitätsreden Nr. 68. Oldenburg: BIS, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg.

Foucault, Michel (2015). Archäologie des Wissens. 17. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Fuchs-Heinritz, Werner/Klimke, Daniela/Lautmann, Rüdiger/Rammstedt, Otthein/Staheli, Urs/Weischer, Christoph/Wienold, Hans (2011). Lexikon zur Soziologie. 5., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ganss, Petra (2011). Männer auf dem Weg in die Soziale Arbeit – Wege nach oben? Die Konstruktion von „Männlichkeit“ als Ressource der intraberuflichen Geschlechtersegregation. Opladen & Farmington Hills MI: Budrich UniPress.

Gildemeister, Regine (2010). Doing Gender. Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.). Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3., erweiterte und durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 137-145.

Hammerschmidt, Peter/Sagebiel, Juliane (2010). Einführung: Professionalisierung im Widerstreit. Zur Professionalisierungsdiskussion in der Sozialen Arbeit. In: Hammerschmidt, Peter/Sagebiel, Juliane (Hg.). Professionalisierung im Widerstreit. Zur Professionalisierungsdiskussion in der Sozialen Arbeit – Versuch einer Bilanz. Neu-Ulm: AG-SPAK Bücher. S. 9-24.

Hauss, Gisela (2011). Geschichte der Sozialen Arbeit – Kontext und Entwicklungslinien. In: AvenirSocial (Hg.). „Wir haben die Soziale Arbeit geprägt“. Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erzählen von ihrem Wirken seit 1950. Bern: Haupt Verlag. S. 15-26.

Heite, Catrin (2008). Soziale Arbeit im Kampf um Anerkennung. Professionstheoretische Perspektiven. Weinheim: Juventa.

Heite, Catrin (2013). Gender und (Re)Genderisierung – eine geschlechtertheoretische Reflexion sozialpädagogischer Theorie und Praxis. In: Oelkers, Nina/Richter, Martina (Hg.). Aktuelle Themen und Theoriediskurse in der sozialen Arbeit. Frankfurt am Main: Peter Lang Edition. S. 13-27.

Jäger, Margarete (2008). Diskursanalyse: Ein Verfahren zur kritischen Rekonstruktion von Machtbeziehungen. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.). Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3., erweiterte und durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 378-383.

Karber, Anke/Müller, Jens/Nolte, Kerstin/Schäfer, Peter/Wahne, Tilmann (2017). Einleitung: Die Frage nach Gerechtigkeit durch und für soziale (Frauen-)Berufe. In: Karber, Anke/Müller, Jens/Nolte, Kerstin/Schäfer, Peter/Wahne, Tilmann (Hg.). Zur Gerechtigkeitsfrage in sozialen (Frauen-)Berufen. Gelingensbedingungen und Verwirklichungschancen. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 11-22.

Kruse, Elke (2004). Stufen zur Akademisierung. Wege der Ausbildung für Soziale Arbeit von der Wohlfahrtsschule zum Bachelor-/Mastermodell. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Maihofer, Andrea (1995). Geschlecht als Existenzweise: Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. Frankfurt am Main: Ulrike Helmer Verlag.

Maihofer, Andrea (2003). Von der Frauen- zur Geschlechterforschung: modischer Trend oder bedeutsamer Perspektivenwechsel? In: Zeitschrift Widerspruch. 23. Jg. (44). S. 135-145.

Maihofer, Andrea (2006). Von der Frauen- zur Geschlechterforschung - Ein bedeutsamer Perspektivenwechsel nebst aktuellen Herausforderungen an die Geschlechterforschung. In: Aulenbacher, Brigitte/Bereswill, Mechthild/Löw, Martina/Meuser, Michael/Mordt, Gabriele/Schäfer, Reinhild/Scholz, Sylka (Hg.). FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art. Münster: Westfälisches Dampfboot. S.64-77.

Matter, Sonja (2011). Der Armut auf den Leib rücken. Die Professionalisierung der Sozialen Arbeit in der Schweiz (1900-1960). Zürich: Chronos Verlag.

Mieg, Harald A. (2005). Professionalisierung. In: Rauner, Felix (Hg.). Handbuch Berufsbildungsforschung. Bielefeld: Bertelsmann. S.342-349.

Motzke, Katharina (2014). Soziale Arbeit als Profession. Zur Karriere „sozialer Hilfstätigkeit“ aus professionssoziologischer Perspektive. Schriften der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen. Band 19. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Mühlum, Albert (2004). Zur Entstehungsgeschichte und Entwicklungsdynamik der Sozialarbeitswissenschaft. Einleitung. In: Mühlum, Albert (Hg.). Sozialarbeitswissenschaft. Wissenschaft der Sozialen Arbeit. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag. S. 9-26.

Nadai, Eva/Sommerfeld, Peter/Bühlmann, Felix/Krattiger, Barbara (2005). Fürsorgliche Verstrickung. Soziale Arbeit zwischen Profession und Freiwilligenarbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ney, Paul (o. J.). Methodisches Handeln als Sozialtechnologie? Zur Professionalisierungsfrage der Sozialen Arbeit. URL: [http://www.sozialarbeit.at/data/documents/ney\\_sozialtechnologie.pdf](http://www.sozialarbeit.at/data/documents/ney_sozialtechnologie.pdf) (Zugriffsdatum: 04. Mai 2018).

Oevermann, Ulrich (2009). Die Problematik der Strukturlogik des Arbeitsbündnisses und der Dynamik von Übertragung und Gegenübertragung in einer professionalisierten Praxis von Sozialarbeit. In: Becker-Lenz, Roland/Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun/Müller, Silke (Hg.). Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 113-142.

Paulitz, Tanja (2017). Frauen-/Geschlechterforschung. Paradigmen, Kontroversen und Genealogien – von den Anfängen bis zur Jahrtausendwende. In: Mobius, Stephan/Ploder, Andrea (Hg.). Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie. Band 1: Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum. Wiesbaden: Springer VS. S. 421-451.

Riegraf, Birgit (2011). Die Arbeit an der Kategorie Geschlecht. Zwischen (erkenntnis)theoretischer Weiterentwicklung und gestaltungsorientiertem Anspruch. In: Rendtorff, Barbara/Mahs, Claudia/Wecker, Verena (Hg.). Geschlechterforschung. Theorien, Thesen, Themen zur Einführung. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH. S.172-184.

Sabla, Kim-Patrick/Plösser, Melanie (2013). Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Eine Einführung. In: Sabla, Kim-Patrick/Plösser, Melanie (Hg.). Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 7-20.

Schmitz, Sigrid (2011). Genderforschung und Naturwissenschaften: eine Einführung am Beispiel „Gehirn und Geschlecht“. In: Rendtorff, Barbara/Mahs, Claudia/Wecker, Verena (Hg.). Geschlechterforschung. Theorien, Thesen, Themen zur Einführung. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH. S. 14-27.

Schütze, Fritz (1992). Sozialarbeit als „bescheidene“ Profession. In: Dewe, Bernd/Ferchhoff, Wilfried/Radtke, Frank-Olaf (Hg.). Erziehen als Profession: Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen: Leske und Budrich. S. 132-170.

Seithe, Mechthild (2010). Schwarzbuch Soziale Arbeit. 2., durchgesehene und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Staub-Bernasconi, Silvia (2009). Der Professionalisierungsdiskurs zur Sozialen Arbeit (SA/SP) im deutschsprachigen Kontext im Spiegel internationaler Ausbildungsstandards. Soziale Arbeit – eine verspätete Profession? In: Becker-Lenz, Roland/Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun/Müller, Silke (Hg.) Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 21-46.

Villa, Paula-Irene (2010). (De)Konstruktion und Diskurs-Genealogie: Zur Position und Rezeption von Judith Butler. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.). Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3., erweiterte und durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 146-157.

Wetterer, Angelika (1993). Professionalisierung und Geschlechterhierarchie. Vom kollektiven Frauenausschluss zur Integration mit beschränkten Möglichkeiten. Kassel: Jenior & Pressler.

Wetterer, Angelika (2002). Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion: „Gender at work“ in theoretischer und historischer Perspektive. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.